

ISSN 2643-6705

BAND 8

promptus

WÜRZBURGER BEITRÄGE ZUR ROMANISTIK



Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dbb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-946101-08-6

ISSN 2364-6705

© Verlag des promptus e.V., Würzburg 2022

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Susanne Gehrman (Berlin)

Prof. Dr. Dieter Ingenschay (Berlin)

Prof. Dr. Johannes Kabatek (Zürich)

Prof. Dr. Benjamin Meisnitzer (Leipzig)

Prof. Dr. Irmgard Scharold (Münster)

Prof. Dr. Christof Schöch (Trier)

Prof. Dr. Angela Schrott (Kassel)

Textsatz: Robert Hesselbach, Sofina Dembruk, Julien Bobineau

Umschlaggestaltung: Julien Bobineau

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Gedruckt auf FSC-zertifizierten Papier



promptus – Würzburger
Beiträge zur Romanistik

Band 8

Herausgegeben von

Julien Bobineau
Sofina Dembruk
Lukas Eibensteiner
Julius Goldmann
Robert Hesselbach
Christian Koch
Paola Ravasio

Verlag des *promptus* e.V.

Inhaltsverzeichnis

Die Herausgeberinnen und Herausgeber	
Vorwort	1
Christoph Vatter	
Interview	7
Lisa Marie Brinkmann (Hamburg)	
Zum Sprachkontakt Maya und Spanisch: Empirische Studien zur kontaktinduzierten Grammatikalisierung im Maya	15
Marco Antonio Cristalli (Marburg)	
Ein Mann ohne Ehrgeiz, Konturen und Tatendrang – Parodierung von Männlichkeitsnormen in Jean-Philippe Toussaints <i>Monsieur</i> (1986)	37
Bernhard Haidacher (Innsbruck)	
The concept of <i>confix</i> in German, French, and Italian – a comparative study	63
Jannis Harjus (Innsbruck)	
<i>El aliento xeneize</i>: Eine diskurslinguistische Analyse von Fangesängen der Anhänger des argentinischen Clubs Boca Juniors	85
Lars Thorben Henk (Landau)	
Édouard Louis' «J'accuse». Ein spätmoderner Adept Zolas?	105
Lea Kreiner (Erlangen-Nürnberg)	
Das Genus im Sprachvergleich: Genuszuweisung bei substantivischen Lehnwörtern im Deutschen und Spanischen	123

Haifaa Nabi (Halle-Wittenberg)

***La Nausée* : Salut par l'art ou par les autres ?**

145

Melanie Schneider (Frankfurt)

« [C]'est absurde d'être bloqué sur une autoroute » –

Das Motiv des Staus in der zeitgenössischen romanischen Literatur

165

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

in achter Ausgabe erscheint unsere Zeitschrift *promptus – Würzburger Beiträge zur Romanistik* in diesem Jahr und wir freuen uns, Ihnen acht spannende Beiträge des romanistischen Nachwuchses vorstellen zu können. Die Bandbreite und Vielfältigkeit der untersuchten Themengebiete zeigt auch dieses Mal wieder, wie umfassend die Romanistik als Fachrichtung aufgestellt ist. Nicht nur beherbergt sie unterschiedliche Disziplinen, sondern zeigt auch innerhalb jeder einzelnen eine eindruckliche Variation der behandelten Schwerpunkte. Methodische und thematische Diskontinuitäten werden zur eigentlichen Stärke unseres Fachs und dafür ist *promptus – Würzburger Beiträge zur Romanistik* auch in dieser Ausgabe wieder repräsentativ: Von Feldforschungen zum yukatekischen Einfluss auf das Spanische Mexikos, über krisenbehaftete Männlichkeitsbilder und diskurslinguistische Aspekte argentinischer Fan-Gesänge bis hin zum literarischen Motiv des Staus erwarten Sie in diesem Heft ausgefeilte Analysen zu innovativen Forschungsfragen.

Dass romanistische Kompetenzprofile nicht nur vielseitig sind, sondern auch berufsperspektivisch Türen *hors des sentiers battus* öffnen, zeigt auch das einleitende Interview, für das wir **Prof. Dr. Christoph Vatter (Jena)** gewinnen konnten. Im Dialog mit Julien Bobineau gewährt Christoph Vatter, der im Jahr 2020 als Professor für Interkulturelle Wirtschaftskommunikation mit einem Schwerpunkt auf Kulturtheorie und Kommunikationsforschung berufen wurde, spannende Einblicke in die Arbeit an seinem stark kulturwissenschaftlich ausgerichteten Lehrstuhl. Dabei geht er vorrangig auf die Bedeutung interkultureller Kompetenzen, insbesondere in Bezug auf die Frankophonie, sowie das Narrativ der deutsch-französischen Freundschaft ein. Sein Werdegang umfasst mehrere interessante Etappen, über die er im Interview berichtet.

Nachdem die Konzeption und Herstellung der letzten beiden Ausgaben unter dem Vorzeichen der Corona-Pandemie standen, ist nun auch bei *promptus* wieder eine gewisse Normalität eingeleitet. Für unsere herausgeberische Tätigkeit barg die Pandemie zwar kaum Veränderungen, wohl aber für die

wenigen extra-editorischen Veranstaltungen von *promptus*, wie etwa die Verleihung des Reinhard-Kiesler-Preises, die im Januar 2023 wieder in Präsenz stattfinden kann. Ausgezeichnet werden auch dieses Mal zwei Artikel aus der Sprach- und Literaturwissenschaft, die **Patricia de Crignis (München)** als prämierte Autorin und **Lars Thorben Henk (Landau)** als prämierter Autor im Rahmen eines Vortrags vorstellen. Als Herausgeberinnen und Herausgeber freuen wir uns sehr, sowohl die Mitglieder des Vereins als auch alle weiteren Interessierten im Toskana-Saal der Würzburger Residenz begrüßen zu dürfen.

Mit der Publikation unserer Zeitschrift, die vornehmlich der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses dienen soll, geben wir Nachwuchsforscherinnen und -forschern der Romanistik die Möglichkeit, frühzeitig eigene Forschungsergebnisse zu publizieren. Als Teil des akademischen Mittelbaus möchten wir aber auch nicht müde werden, die Prekarität unserer Arbeitsrealitäten zu thematisieren. Die bereits im Juni 2021 auf Twitter ausgelöste Bewegung #IchBinHanna, die sich bis ins Jahr 2022 verstärkte, bündelte dabei erstmals eine bundesweite Reaktion auf ein vom BMBF bereits 2018 veröffentlichtes Kurzvideo zur Erklärung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes. Dabei wurde die höhnische Formulierung «*Verstopfung*» des *Wissenschaftsbetriebs*, etwa durch Entfristungen von Arbeitsverträgen, zum geflügelten Wort in der Debatte und erregte zu Recht den Protest vieler Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Auch wenn diese Stimmen – und als Herausgeberteam von *promptus – Würzburger Beiträge zur Romanistik* zählen wir uns zu jenen – wieder keinen spürbaren Erfolg im System erwirken konnten, so stellen wir uns umso entschiedener hinter die Forderungen und Appelle dieser Bewegung.

In dieser Ausgabe können Sie die folgenden acht Beiträge finden, die einen spannenden Querschnitt durch die Forschungsschwerpunkte junger Romanistinnen und Romanisten abbilden: **Lisa Marie Brinkmann (Hamburg)** untersucht in ihrem Beitrag «Zum Sprachkontakt Maya und Spanisch: Empirische Studien zur kontaktinduzierten Grammatikalisierung im Maya» den Sprachkontakt zwischen dem yukatekischen Maya und dem mexikanischen Spanisch. Basierend auf den Daten einer Feldstudie stellt sie dar, dass der Einfluss des Maya auf die Morphologie des Spanischen am besten durch eine Kombination

der Schnittstellenhypothese von Sorace (2011) und der kontaktinduzierten Grammatikalisierung von Heine/Kuteva (2003) erklärt werden kann.

In seinem Beitrag «Ein Mann ohne Ehrgeiz, Konturen und Tatendrang – Parodierung von Männlichkeitsnormen in Jean-Philippe Toussaints *Monsieur* (1986)» untersucht **Marco Antonio Cristalli (Marburg)** den Roman *Monsieur* (1986) von Jean-Philippe Toussaint in Hinblick auf parodierte Männlichkeitsnormen. Vor dem theoretischen Hintergrund der Gender Studies zeichnet der Autor nach, wie das Werk Toussaints die heteronormativen Merkmale hegemonialer Männlichkeit literarisch dekonstruiert. Bei dieser Infragestellung von Männlichkeitsattributionen kommt der Erzählinstanz mit ihren ironischen Kommentierungen, die eine narrativ-selbstreflexive Distanz schaffen, eine besondere Rolle zu, die im Verlauf der Studie fokussiert wird.

Bernhard Haidacher (Innsbruck) beschäftigt sich in seinem Artikel «The concept of *confix* in German, French, and Italian – a comparative study» mit unterschiedlichen begrifflichen Auffassungen des Terminus *Konfix*. An der Schwelle von lexikalischem und grammatikalischem Morphem gemäß der traditionellen strukturalistischen Dichotomie hat diese Morphemkategorie eine Reihe von definatorischen Eigenheiten evoziert, welche in einem deutsch-französisch-italienischen Vergleich gegenübergestellt werden.

In seinem Beitrag «*El aliento xeneize*: Eine diskurslinguistische Analyse von Fangesängen der Anhänger des argentinischen Clubs Boca Juniors» widmet sich **Jannis Harjus (Innsbruck)** der Analyse von argentinischen Fan-Gesängen in Bezug auf identitätsstiftende Gesichtspunkte. Anhand seiner diskurslinguistisch ausgerichteten Untersuchung kann der Autor zeigen, dass durch den Gebrauch bestimmter Metaphern und Wortfelder die eigene Fan-Gruppe als gewaltbereit und mutig charakterisiert wird, während den Anhängern der gegnerischen Mannschaft Attribute wie Feigheit oder Schwäche zugeschrieben werden.

Lars Thorben Henk (Landau) geht in seiner komparatistischen Analyse «Édouard Louis' «J'accuse». Ein spätmoderner Adept Zolas?» der Frage nach, inwieweit die zeitgenössischen sozialkritischen Werke von Édouard Louis, der sich selbst in der Tradition Émile Zolas sieht, Zolas Werken literarisch tatsächlich nahestehen. Henk kann zeigen, dass Louis Zolas Vorgehen imitiert und zu aktualisieren versteht.

Der Beitrag «Das Genus im Sprachvergleich: Genuszuweisung bei substantivischen Lehnwörtern im Deutschen und Spanischen» von **Lea Kreiner (Erlangen-Nürnberg)** widmet sich sprachvergleichend den unterschiedlichen Prinzipien, die bei der Integration von Lehnwörtern für die Zuordnung des grammatikalischen Geschlechts Anwendung finden. Dabei werden trotz der strukturellen Unterschiede beider Sprachen wesentliche Gemeinsamkeiten in der Befolgung phonologischer, morphologischer und semantischer Prinzipien konstatiert und an zahlreichen Beispielen verdeutlicht.

Haifaa Nabi (Halle-Wittenberg) beschäftigt sich in ihrem Beitrag «*La Nausée : Salut par l'art ou par les autres ?*» mit einer Analyse der Hinwendung zur Kunst von Sartres Protagonist Roquentin über die Novelle hinweg. Sie nutzt hierbei die Veränderungen des Kommunikationsgebarens des Handelnden mit seiner Umwelt als Indikator für seinen Wandel und zeigt, dass dieser nicht wie bisher von einem punktuellen Ereignis ausgelöst wird, sondern vielmehr in einem kontinuierlich inszenierten Prozess begriffen ist.

Im abschließenden Artikel unterzieht **Melanie Schneider (Frankfurt)** zwei Deskriptionen der Alltagssituation «Stau auf der Autobahn» einer komparatistischen Analyse. In ihrem Artikel ««[C]'est absurde d'être bloqué sur une autoroute» – Das Motiv des Staus in der zeitgenössischen romanischen Literatur» stellt sie Julio Cortázar's *La autopista del sur* von 1966 Carlo Lucarellis *Autosole* von 1998 gegenüber und arbeitet unter anderem als gemeinsames Motiv die Entschleunigung heraus und unterzieht beide Texte dem *friction*-Konzept von Tim Cresswell, wobei sie im Besonderen die Übertragung der *friction* des Staus auf die im Stau stehenden Protagonisten nachzeichnet.

Es bleibt uns nur noch, Ihnen eine erkenntnisbringende und stimulierende Lektüre zu wünschen!

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

Interview mit Prof. Dr. Christoph Vatter

Christoph Vatter studierte Französische Kulturwissenschaft und Interkulturelle Kommunikation, Deutsch als Fremdsprache sowie Romanische Philologie an der Universität des Saarlandes und an der Université Laval (Québec). Er wurde im Rahmen eines *co-tutelle*-Verfahrens mit einer Arbeit zur filmischen Erinnerungskultur in Deutschland und Frankreich an der Université de Lorraine (Sciences de l'information et de la communication) und der Universität des Saarlandes promoviert. Von 2010 bis 2017 war er als Juniorprofessor an der Fachrichtung Romanistik der Universität des Saarlandes tätig. Er hatte Professurvertretungen an der Universität der Bundeswehr München (Interkulturelle Bildung, 2013/14) und der Martin-Luther-Universität Halle (Romanische Kultur- und Landeswissenschaften) inne. Seit 2021 ist er Professor für Interkulturelle Wirtschaftskommunikation mit Schwerpunkt Kulturtheorie und Kommunikationsforschung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen interkulturelle Kommunikation und interkulturelle Beziehungen, interkulturelle Medienanalyse und Intermedialität, Erinnerungskulturen, deutsch-französische Kulturbeziehungen und Frankophonie, insb. in Bezug auf Subsahara-Afrika und Nordamerika. Er ist Mitglied der internationalen Forschungsgruppe *Populärkultur transnational – Europa in den langen 1960er Jahren* (Luxemburg/Saarbrücken) und des deutsch-kanadischen Graduiertenkollegs IRTG *Diversity: Mediating difference in transcultural spaces* (Saarbrücken/Trier/Montréal). Er fungiert darüber hinaus als Mitherausgeber des *Interculture-Journal* und Vizepräsident der Gesellschaft für Kanada-Studien.

promptus: Du warst von 2010 bis 2017 Juniorprofessor. Wie hat sich dieser Qualifizierungsweg seitdem entwickelt?

Christoph Vatter: Juniorprofessuren sind ja mittlerweile in der Romanistik weit verbreitet – einerseits als Alternative zur Post-Doc-Phase mit Habilitation, andererseits natürlich häufig auch als Resultat von Einsparungen an Universitäten, die Professuren zunächst als W1-Professur mit Tenure Track

besetzen bzw. befristete Stellen ohne Tenure Track schaffen. Das spezifische Anforderungsprofil in der Romanistik mit i.d.R. zwei romanischen Sprachen führt dazu, dass viele Juniorprofessor:innen parallel an einer Habilitation (oder zweiten Monographie) arbeiten, um ihre Perspektiven zu verbessern. Im Rahmen des Tenure Track-Verfahrens gehört dies sogar häufig zu den erwarteten Anforderungen. Die Juniorprofessur scheint sich aber insgesamt als alternatives Karrieremodell zur Romanistik-Professur etabliert zu haben. Hochschulpolitisch erscheint es mir einerseits sehr begrüßenswert, wenn nach der Promotion die Möglichkeit für eine gewisse Karrieresicherheit an der Universität besteht; andererseits muss man natürlich auch sehen, dass eine ganze Generation von Habilitierten oder Juniorprofessor:innen ohne Tenure Track auf der Strecke zu bleiben droht, wenn rein ökonomische Entscheidungen dazu führen, dass immer mehr Professuren als Juniorprofessur nachbesetzt werden.

promptus: Zwischenzeitlich hast Du unter anderem auch an der Universität der Bundeswehr in München und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg jeweils eine Professur vertreten. Wie muss man sich eine solche Vertretung vorstellen?

Christoph Vatter: Ich hatte das Glück, dass ich bereits als Juniorprofessor an der Universität des Saarlandes in einem sehr kollegialen Umfeld arbeiten durfte und viel Verantwortung in Forschung und Lehre, aber auch in der Verwaltung übernommen habe – sei es durch die Beteiligung an größeren Verbundprojekten oder auch in der Leitung von Studiengängen. Dadurch war ich gut auf die Vertretungsprofessuren vorbereitet. Meine beiden Lehrstuhlvertretungen in München und Halle haben mir erlaubt, nach meiner langen Tätigkeit an der Universität des Saarlandes auch andere Universitäten und Institute kennenzulernen, insbesondere auch andere Organisationskulturen und Praktiken in der Lehre und der Verwaltung. Eine Vertretung bringt normalerweise auch ein höheres Lehrpensum mit sich, da das volle Deputat einer Professur von 8-9 SWS erbracht werden muss. Dass ich vor der Juniorprofessur eine lehrintensive Mittelbaustelle als Lehrkraft für besondere Aufgaben innehatte, kam mir in dieser Hinsicht zu Gute. An der Martin-Luther-

Universität Halle konnte ich z.B. meine Erfahrung in der Konzeption und Leitung internationaler Studiengänge einbringen und mich so im Institut engagieren. Die Vertretung trägt natürlich auch zur Erweiterung des eigenen wissenschaftlichen Netzwerkes bei und erlaubt, andere Uni-Standorte, Städte und Regionen zu entdecken. Ich hatte viel Freude daran, auch wenn das wöchentliche Pendeln über eine lange Strecke auch eine Reihe von Nachteilen hat.

promptus: Inwiefern unterscheiden sich Forschung und Lehre an einer militärischen Universität der Bundeswehr von den Aktivitäten einer zivilen Einrichtung, insbesondere im Bereich der Geisteswissenschaften?

Christoph Vatter: Meine Erfahrung an der Universität der Bundeswehr in München war in der Tat sehr verschieden im Vergleich zu anderen Universitäten, v.a. da die Studierenden dort ja Soldat:innen sind und somit ein ganz anderes Profil mitbringen als die klassischen Romanist:innen. Zunächst fiel mir da natürlich das Geschlechterverhältnis auf. Obwohl es mittlerweile auch viele Soldatinnen gibt, sitzen in den Lehrveranstaltungen mehrheitlich männliche Studierende, was man aus der Romanistik ja normalerweise nicht so kennt... Da das Studium verpflichtender Teil der Offizierslaufbahn ist, bestand nicht bei allen Studierenden großes fachliches Interesse und auch eine intrinsische Motivation für die Inhalte oder wissenschaftliches Engagement konnte nicht immer vorausgesetzt werden. Da der Campus Bundeswehr-Gelände und kein öffentlich zugänglicher Raum ist, gibt es auch weniger akademisches Campus-Leben, wie wir es von anderen Unis kennen. Ich habe aber die professionelle Arbeitseinstellung vieler Studierenden, die das Studium auch als Teil ihrer Berufstätigkeit verstehen, sehr geschätzt und habe viele sehr engagierte Gespräche und Diskussionen in Erinnerung, gerade in Bezug auf Kulturkontakte und interkulturelle Beziehungen. Und natürlich gab es dort hervorragende Bedingungen für die Forschung. Da die Universität eine zivile Einrichtung der Bundeswehr ist, gibt es auch keine militärischen Einflüsse auf Lehre und Forschung, so dass sich meine Bedenken und Vorurteile (als ehemaliger Zivi) weitgehend aufgelöst haben.

promptus: Heute bist Du Professor für Interkulturelle Wirtschaftskommunikation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Wie passt das mit Deiner romanistischen Ausbildung zusammen?

Christoph Vatter: Ich hatte bereits im Magister-Studium Schwerpunkte in den Kulturwissenschaften und in der interkulturellen Kommunikation gelegt. Mein Doktorvater Hans-Jürgen Lüsebrink mit seiner Konzeption einer interkulturellen Romanistik hat mich in dieser Hinsicht sehr geprägt. Ich habe immer auch in kulturwissenschaftlichen romanistischen Studiengängen unterrichtet und dabei auch Themen der interkulturellen Wirtschaftskommunikation abgedeckt. Auch zu deutsch-französischem Austausch und Kommunikation sowie interkulturellen Beziehungen in Europa, aber auch im außereuropäischen Kontext der Frankophonie habe ich gelehrt und geforscht. Die Romanistik bietet ja viele Möglichkeiten zur interdisziplinären Zusammenarbeit – schon allein durch die Mehrsprachigkeit, aber auch im Bereich der Kulturwissenschaften. Seit 2013 hatte ich außerdem das Glück als einer der *Principal Investigators* im transatlantischen Graduiertenkolleg *IRTG Diversity: Mediating Difference in Transcultural Spaces* (Montréal, Saarbrücken, Trier) mitzuarbeiten. Darüber hinaus bin ich schon seit meiner Promotionszeit in wissenschaftlichen Netzwerken mit interkulturellem Schwerpunkt engagiert. Schließlich passt auch, dass ich neben Romanistik auch Deutsch als Fremdsprache studiert habe, gut zu meinem jetzigen Tätigkeitsbereich. Ich sollte vielleicht auch ergänzen, dass die Denomination der Professur nicht nur interkulturelle Wirtschaftskommunikation, sondern v.a. auch die Schwerpunkte Kulturtheorie und Kommunikationsforschung umfasst – und hier finde ich mich aus romanistischer Sicht sehr gut wieder!

promptus: Ist die Ausbildung von interkulturellen Kompetenzen in deutschen Schulen, Universitäten und in der Fort- und Weiterbildung sowie Erwachsenenbildung vernachlässigt worden?

Christoph Vatter: In der Neu-Konzeption von Studiengängen im Kontext des Bologna-Prozesses und im schulischen Kontext sind interkulturelle Kompetenzen mittlerweile fest verankert. Sie finden sich in den meisten

Kompetenzbeschreibungen von Modulen, aber auch in offiziellen Dokumenten wie dem GER und Bildungsstandards, in manchen Konzeptionen sogar als zentrales und übergeordnetes Ziel des Fremdsprachenunterrichts. In der beruflichen Fort- und Weiterbildung spielen sie zwar auch für Sprachkurse eine gewisse Rolle, v.a. aber im großen Tätigkeitsfeld der interkulturellen Personalentwicklung, des interkulturellen Trainings, Coachings und der Beratung. Gerade in der Lehrer:innenaus- und -fortbildung erfahre ich aber immer wieder noch große Unsicherheiten und Defizite, wie genau eine didaktisch-methodische Umsetzung im Klassenzimmer erfolgen kann – obwohl schon zahlreiche Forschungsarbeiten und praktische Materialien vorliegen. Einige Bundesländer arbeiten an einer weiteren Konkretisierung des Feldes und seiner Bedeutung für die Schulentwicklung. So wurde in Baden-Württemberg z.B. gerade ein Projektzentrum für internationale Schulkontakte gegründet. Gleichzeitig wird weiter an den Konzepten gearbeitet. Fragen, inwieweit interkulturelles Lernen in den Fremdsprachenphilologien zur Gestaltung einer weltoffenen und inklusiven Schule beiträgt, sind sehr relevant; aber auch, inwiefern neue Ansätze wie z.B. *global citizenship education*, die stark auf gesellschaftliches Engagement fokussieren, das Lehren und Lernen von Fremdsprachen verändern.

promptus: Sollten kulturwissenschaftliche und landeskundliche Schwerpunkte im Curriculum der Romanistik stärker berücksichtigt werden als bisher?

Christoph Vatter: Es ist zwar schwierig, hier für alle romanistischen Institute und Studiengänge eine pauschale Einschätzung abzugeben – schließlich gibt es einige dezidiert kulturwissenschaftlich ausgerichtete Angebote. Ich denke aber, dass einerseits in vielen Fällen eine Lücke besteht zwischen curricularen Inhalten und den späteren Anforderungen im Beruf besteht, v.a. im Lehramt. Hier wäre sicherlich eine deutliche Stärkung kultur- und landeswissenschaftlicher Inhalte im Studium sinnvoll. Andererseits halte ich auch eine forschungsbasierte Lehre in diesem Bereich für wichtig. Ich sehe auch noch viel Potenzial hinsichtlich der Integration von Ansätzen der *Cultural Studies*, die über eine rein Text bezogene Kulturwissenschaft hinausgehen, und vielversprechende Perspektiven für die interdisziplinäre Zusammenarbeit in

Forschung und Lehre eröffnen, v.a. auch in Verbindung mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen.

promptus: Welche Rolle spielen französischsprachige Kulturräume außerhalb Frankreichs für Deine wissenschaftliche Arbeit?

Christoph Vatter: Die Frankophonie gehört zu meinen Arbeitsschwerpunkten, insbesondere in Bezug auf Subsahara-Afrika und Québec/Kanada. Ich interessiere mich sehr für den Umgang mit kultureller Vielfalt und interkulturelle Beziehungen in diesen Kulturräumen sowie für die interkulturellen Beziehungen mit Europa. Neben literarischen Werken habe ich mich vor allem auch mit audiovisuellen Medien und Intermedialität in diesem Zusammenhang befasst.

promptus: Wie wird die deutsche Romanistik in Kanada oder Afrika wahrgenommen?

Christoph Vatter: Ich weiß nicht, ob man das so pauschal beantworten kann. Die Idee einer Romanistik ist ja im Wesentlichen aus dem deutschen Sprachraum heraus entstanden und findet keine direkte Entsprechung in Kanada oder den afrikanischen Ländern. Je nach Forschungsschwerpunkten gestaltet sich so die Zusammenarbeit in sehr verschiedener Art und Weise. Aber sowohl zu den *Études québécoises* als auch zu den Literaturen und Kulturen Subsahara-Afrikas haben Romanist:innen wie z.B. Klaus-Dieter Ertler, Hans-Jürgen Lüsebrink, Ursula Mathis-Moser, János Riesz und viele andere wichtige Beiträge geleistet bzw. tun das immer noch. Es gibt auch eine Reihe institutioneller Verbindungen, z.B. über die Gesellschaft für Kanada-Studien und die *Association internationale d'études québécoises*, in denen deutsche Romanist:innen sehr aktiv sind.

promptus: Denkst Du, dass die Frankophonie und mit ihr die französische Sprache in den nächsten Jahren an Bedeutung gewinnen wird?

Christoph Vatter: Gerade die postkolonialen Nord-Süd-Beziehungen sind zurzeit von großer politischer Relevanz. Ich denke hier z.B. an die Debatten über die Restitution afrikanischer Raubkunst aus europäischen Museen, aber auch übergeordnete Themen wie die Klimakrise, Migration und die sich rapide wandelnde geopolitische Situation im Kontext des russischen Angriffs auf die Ukraine. In diesen Zusammenhang wird gerade das frankophone Subsahara-Afrika sicherlich weiter an Bedeutung gewinnen. Die Frankophonie kann daher dazu beitragen, das Interesse an der französischen Sprache zu wecken und sollte daher auch curricular entsprechend berücksichtigt werden. Allerdings bin ich in Bezug auf das Interesse von Schüler:innen und Studierenden am Französischen eher skeptisch. Die Entwicklung der Anzahl von Französisch-Lernenden an Schulen, aber auch an den Unis in den letzten Jahren spricht leider nicht dafür, dass sich hier etwas entscheidend verbessern wird. Vielleicht kann eine stärkere Einbeziehung der Frankophonie aber ein strategischer Baustein sein, um den Rückgang nicht noch weiter zu beschleunigen. Die europäische Dimension und eine neue Perspektivierung für die deutsch-französischen Beziehungen – das Narrativ der deutsch-französischen Freundschaft scheint mir für die jüngeren Generationen nicht mehr ausreichend tragfähig zu sein – sind hier genauso wichtig.

promptus: Vielen Dank für das interessante Interview!

Das Interview mit Christoph Vatter führte Julien Bobineau im Oktober 2022. Es wurde aufgrund der Corona-Pandemie schriftlich durchgeführt.

Lisa Marie Brinkmann (Hamburg)

Zum Sprachkontakt Maya und Spanisch: Empirische Studien zur kontaktinduzierten Grammatikalisierung im Maya

The aim of this article is to document the outcomes of language contact between Yucatecan Maya and Mexican Spanish. In order to do so, two theories are applied to newly assembled data, gathered during a field study in 2019 in Yucatán: The Interface Hypothesis (Sorace 2011) and Heine/Kuteva's contact-induced grammaticalization (2003). The village Xocén in which the field study was conducted is characterized by monolingualism in Maya as well as bilingualism in Spanish and Maya. Data was collected to investigate the influence of Spanish on Mayan morphology, especially on the use of the subjunctive. I propose that the data can best be explained by combining the Interface Hypothesis with Heine/Kutevas's (2003) approach.

Keywords: *Sprachkontakt; Yukatekisches Maya; mexikanisches Spanisch; Schnittstellenhypothese; kontaktinduzierte Grammatikalisierung;*

1 Einleitung

[...] [L]anguage-contact phenomena in Mesoamerica and adjacent regions present an exciting field for research that has the potential to significantly contribute to our understanding of language contact and to the role that it plays in language change (Dakin/Operstein 2017: 16).

Sprachkontaktsituationen in Mesoamerika sind bisher wenig erforscht (Ausnahmen sind Cassano 1977; Dakin/Operstein 2017; Karttunen 1985; Karttunen/Lockhart 1978; Lope Blanch 1978, 1982; Sobrino 2010). Die Untersuchung von mittelamerikanischen Sprachen im Kontakt ist jedoch besonders geeignet, um Aufschluss über kontaktinduzierte Sprachveränderungen zu geben, da die Region durch eine große Anzahl typologisch unterschiedlicher Sprachen geprägt ist, die miteinander in Kontakt stehen. An das Zitat zum Sprachkontakt in Mittelamerika anknüpfend wird der Sprachkontakt zwischen yukatekischem Maya¹ und mexikanischem Spanisch² dargestellt. Ziel des Beitrags ist es, die sprachlichen Veränderungen im Maya zu charakterisieren.

¹ Im Folgenden nicht mehr als yukatekisch präzisiert.

² Im Folgenden nicht mehr als mexikanisch präzisiert.

Dafür werden zwei Theorien herangezogen: die Schnittstellentheorie von Sorace (2011) und die Theorie der kontaktinduzierten Grammatikalisierung nach Heine/Kuteva (2003), wobei die folgende Forschungsfrage beantwortet werden soll: Wie wirkt sich der Sprachkontakt zwischen Spanisch und Maya auf die Morphologie des Maya aus?

Die Theorien werden anhand des *subjuntivo* im Spanischen und seinem Äquivalent im Maya, dem NULAK, überprüft und die Ergebnisse einer Feldstudie morphosyntaktisch analysiert und hinsichtlich der zwei Theorien diskutiert. Dafür werden zunächst in Kapitel zwei die o.g. Sprachkontakttheorien diskutiert, bevor in Kapitel drei auf NULAK-Konstruktionen im Maya und auf Eckdaten der allgemeinen Sprachstruktur des Maya eingegangen wird. Die Feldstudie, auf deren Daten der vorliegende Beitrag basiert, wird in Kapitel vier hinsichtlich Methode, des Kontexts und den Hypothesen zur Grammatikalisierung des NULAK dargestellt. Daraufhin werden die Ergebnisse in Kapitel fünf präsentiert, um mit der Diskussion derselben sowie dem Fazit abzuschließen.

2 Sprachkontakttheorien zu kontaktbedingter Grammatikalisierung

Die beiden Theorien zum kontaktinduzierten Wandel von Sorace (2011) und Heine/Kuteva (2003) beschreiben Grammatikalisierungsprozesse bei Bilingualen. Dies macht sie insofern für die vorliegende Studie bedeutsam, dass der Untersuchungsort Xocén von Bilingualismus geprägt ist (Spanisch und Maya). Die zwei Theorien werden in 2.1 und 2.2 angemessen reduziert dargestellt.³

³ Die Methode, zwei Sprachkontakttheorien, die zudem unterschiedlichen Strömungen entsprechen, auf ein untersuchtes Phänomen anzuwenden, vergleichend zu überprüfen und sie zusammenzuführen geht auf Fischer/Vega Vilanova (2018) zurück. Dahinter steht das Potenzial, sowohl auf einen strukturalistischen Ansatz, der bereits stattgefundenen Prozesse im Nachhinein erklären kann, als auch auf einen generativen Ansatz, der allgemeingültige Voraussagen intendiert, zurückzugreifen und dadurch ein holistischeres Erklärungsbild auf ein untersuchtes Sprachkontaktphänomen zu erhalten.

2.1 Schnittstellenhypothese

Die Schnittstellenhypothese (SH) ist im Generativismus anzusiedeln. Hierbei spielen morphosyntaktische Bedingungen eine Rolle, die die grammatikalische Korrektheit bestimmen. Bei Schnittstellen sind immer mehrere grammatische Komponenten betroffen, z.B. Phonologie und Syntax, so dass sich phonologische Muster mit Syntax und Morphologie an jenen Stellen überschneiden, wo phonologisches Material und morphosyntaktische Bedingungen für die Zusammensetzung des Materials bestehen (Fischer/Gabriel 2016). Sorace definiert sie wie folgt:

The term *interface* refers to syntactic structures that are sensitive to conditions of varying nature: the meaning of the term therefore denotes the fact that these conditions have to be satisfied in order for the structure to be grammatical and/or felicitous. Thus, the interface between the structure and the domain that defines the conditions on its grammaticality and/or felicity is critical for its appropriate use (2011: 6).

Dabei können sich Schnittstellen hinsichtlich des Grades an Variabilität unterscheiden. Dem gegenüber steht die Komponente der Syntax: die Kernsyntax (ibid.: 9), die keine Variabilität aufweist und keinen Kontext zur Interpretation benötigt. In der Sprachkontaktforschung ist, auch laut Sorace (id.), umstritten, ob die Kernsyntax von einer Sprache in eine andere entlehnt werden kann. Dies ist in der Definition von Syntax begründet: Nach Silva-Corvalán (2008) ist die Syntax eine abstrakte Ebene, die die Struktur der Sprache vorgibt, in die lexikalische Inhalte eingesetzt werden, wodurch eine Aussage ihre Bedeutung bekommt. Sorace (2011) stimmt mit dieser Vorstellung einer abstrakten Ebene überein, gleichwohl sie keine konkrete Definition von Syntax gibt.

Aus den Komponenten Schnittstelle vs. Kernsyntax entwickelt Sorace (2011) folgenden Ansatz: Sprachäußerungen von Bilingualen⁴ weichen zum Teil von denen Monolingualer ab, wenn in diesen Äußerungen Phänomene an Schnittstellen liegen (Optionalität). Letztere sind außerdem instabil, da sie dem

⁴ Dazu gehören ebenfalls L₁-Sprechende mit Spracherosion und fortgeschrittene L₂-Lernende.

Sprachwandel als erste unterliegen. Sprachliche Phänomene, die kernsyntaktisch sind, sind hingegen stabil.⁵ Dabei versteht Sorace (id.) die individuellen Situationen Bilingualer nicht voneinander getrennt, sondern als transversal, d.h. als ein Konstrukt, welches universalen Erklärungen unterliegt. Dementsprechend ist es unerheblich, welche Sprachen miteinander in Kontakt kommen, in dem Sinne, dass nur die Optionalität und nicht sprachspezifische Eigenschaften den Sprachkontakt bzw. die Handhabbarkeit sprachlicher Phänomene bei Bilingualen bestimmt.⁶ Bilinguale bewerten Phänomene, die an einer Schnittstelle liegen, anders als Monolinguale (z.B. Phonologie/Morphologie). Derartige optionale Phänomene sind instabil und unterliegen dem Sprachwandel zuerst. Diese Auffassung unterscheidet sich von Heine/Kuteva (2003), die das Entleihen jeglicher grammatischen Phänomene unter bestimmten Bedingungen für möglich halten, was im folgenden Kapitel dargestellt wird.

2.2 Kontaktinduzierte Grammatikalisierung

Heine/Kuteva (2003) gehen davon aus, dass Syntax im Zuge von Sprachkontakt entlehnt werden kann (Lehnsyntax) und entwickeln eine Theorie für die dafür greifenden Prozesse. Dafür müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein:

- jahrzehntelange Diglossie;
- Exposition Bilingualer gegenüber Phänomenen beider Kontaktsprachen;
- Ausschluss von Grammatikalisierungen, die nur durch internen Sprachwandel entstanden sind;
- Erhöhung der Kompatibilität der Kontaktsprachen oder der Wunsch, wie die Sprechenden zu sprechen, aus deren Sprache entlehnt wird (id.).

⁵ Die fehlende Definition Soraces (2011) zeigt hier ihre Lücken, denn Kernsyntax kann in diesem Sinne nur als das, was keine Variation aufweist, verstanden werden.

⁶ Eine Kritik auf der theoretischen Ebene gibt Domínguez (2012) und auf empirischer Ebene Montrul (2011) sowie White (2011).

Die daraufhin greifenden Prozesse der kontaktinduzierten Grammatikalisierung führen, wie auch alle anderen Grammatikalisierungen, dazu, dass neue morphologische Klassen entstehen. Es wird unterschieden in die ordinäre kontaktinduzierte Grammatikalisierung (OG) und die replizierte kontaktinduzierte Grammatikalisierung (RG). Sowohl in der OG als auch der RG wird zunächst eine neue grammatische Kategorie von Bilingualen in der Modellsprache, aus der entlehnt wird, entdeckt. Daraufhin wird in der Replikasprache, in die entlehnt wird, eine Äquivalenzkategorie unter Zuhilfenahme morphosyntaktischer und semantischer Formen der Replikasprache entwickelt. In der OG wird diese Äquivalenzkategorie nach einem universellen Muster grammatikalisiert, in der RG nach dem Muster der Modellsprache (id.).

Der von Heine/Kuteva (id.) entwickelte Ablauf bezieht die Modell- und Replikasprache insofern mit ein, als die Unterschiede, insbesondere die Abwesenheit einer grammatischen Kategorie in der Replikasprache, zwischen diesen zum kontaktinduzierten Grammatikalisierungsprozess führt. Die Theorie wirft allerdings Probleme auf. Z.B. ist die Erhöhung der Kompatibilität der Kontaktsprachen ein unzulänglicher Beweggrund für kontaktinduzierten Sprachwandel, da dies die Übernahme der Replikasprache und Aufgabe der Modellsprache zum Ziel haben würde. Außerdem greift die Theorie insbesondere in der Bestimmung davon, in welchen Fällen kontaktinduzierte Grammatikalisierung stattfindet, zu kurz, da es keine Auslöser oder Anhaltspunkte, bspw. pragmatischer Art, gibt (Detges/Waltereit 2016).

Grundsätzlich ist anzumerken, dass Sorace (2011) als Generativistin andere Ansichten als die Strukturalist:innen Heine/Kuteva (2003) vertritt, was sich bspw. darin zeigt, dass letztgenannte Autor:innen von der Sprache und nicht von individuellen Bilingualen ausgehen. Sie erstellen ein Konstrukt, das auf Sprachen konkret anwendbar ist und sie erklärt. Sie erläutern damit bereits stattgefundenene Prozesse im Nachhinein, intendieren aber nicht, diese vorherzusagen. Sorace (2011) behauptet hingegen, dass sprachübergreifende Syntax und nicht die Eigenschaften konkreter Sprachen Sprachkontakt bestimmen. Empirisch verifiziert wurde Heine/Kutevas (2003) Theorie bisher nicht; erste Ergebnisse in Fischer/Vega Vilanova (2018) scheinen sogar gegen die genannte Theorie zu sprechen. Die SH steht aktuell ebenfalls stark in der Kritik, wurde aber in Fischer/Vega Vilanova (id.) für den Sprachkontakt Judenspanisch-

Bulgarisch – zumindest nach der Interpretation der Autor:innen – verifiziert. Hinsichtlich dieser Studie (id.) ist darauf hinzuweisen, dass in ihr keine repräsentativen Daten verwendet werden konnten, da es aus demografischen Gründen nicht möglich war, mehr als fünf Proband:innen mit Judenspanisch als L₁ zu befragen. Es besteht somit der Bedarf, in weiteren Studien die Theorien Soraces (2011) und Heine/Kutevas (2003) zu überprüfen. Aufgrund der empirischen Ergebnisse der genannten Studien ergibt sich die Hypothese des vorliegenden Beitrages: Durch den Einfluss des Spanischen hat sich im Maya ein Sprachwandel vollzogen, der vielmehr durch Schnittstellen nach Sorace (2011) als durch kontaktinduzierte Grammatikalisierung nach Heine/Kuteva (2003) zu charakterisieren ist.

3 Sprachstruktur Maya: NULAK

Maya ist typologisch eine Ergativsprache, eine Nullsubjektsprache, agglutinierend und weitestgehend synthetisch (Verhoeven 2007). Die Wortfolge im unmarkierten Satz im Maya ist VS für intransitive, s. Beispiel (1)a., und VOS für transitive Verben, s. Beispiel (1)b. (Yoshida 2014).

- (1) a. Ku yúuchul tíʔ-ø yaʔab
COMPL⁷ passieren.IKAL zu-3SgB viele
loob (Yoshida 2014: 105).
Unglücksfälle
'Ihm passieren viele schlechte Dinge.'
- b. Ku yáantik-ø yaʔab u yuum le
COMPL helfen.IKAL-3SgB viel seinemVater DEM
paalo' (Yoshida 2014: 105).
Jungen.
'Dieser Junge hilft seinem Vater viel.'

Zur Beantwortung der Forschungsfrage wird der Modus NULAK zur empirischen Erforschung gewählt. Denn NULAK bedient je nach Interpretation verschiedene Schnittstellen (in erster Linie die der Semantik und Syntax) und ist mit dem *subjuntivo* im Spanischen vergleichbar. Letzteres bezieht

⁷ Die Abkürzungen sind im Anhang 1 aufgeschlüsselt.

ausgelöst, wohingegen die Abwesenheit unter dem *split verbal core* den IKAL auslöst. Grundsätzlich haben *ka*-Nebensätze keinen Marker für Aspekt/Modus (id.).

Um die SH überprüfen zu können, ist relevant, dass die Verwendung vom NULAK oft an einer Schnittstelle zwischen Semantik und Syntax besteht. Darunter fallen die semantischen Eigenschaften [-REAL], [-SPEZIFIZISCH], [-SUBJEKTIV], [+FINAL]. Zudem bestehen die Konstruktionen mit *bin, bik, mik, wáa, sáam, úuch* i.d.R. an der Schnittstelle zwischen Lexikon und Syntax und Konstruktionen der indirekten Rede zwischen Diskurs und Syntax.

Ähnlichkeiten mit dem *subjuntivo* des Spanischen, bestehen darin, dass beide Formen immer in abhängigen Kontexten anzufinden sind und i.d.R. durch einen Induktor eingeleitet werden. Eine Ausnahme besteht, wenn keine Konjunktion auftritt. Wenn es sich im Haupt- und Nebensatz um dasselbe Subjekt handelt, so wird eine Infinitivkonstruktion angewendet. Semantische Bedingungen für die Verwendung des *subjuntivo* sind negierte bzw. irrealer Aussagen, aber auch in subjektiven Einstellungen wie Wünsche, Möglichkeiten, Bedauern, Befehle. Der *subjuntivo* wird außerdem bei Relativsätzen mit unspezifischem Antezedens verwendet (Gómez Torrego 2011). Im Folgenden wird dargestellt, inwiefern sich der NULAK im Maya als Schnittstelle und auch als vermeintliche kontaktinduzierte Grammatikalisierung nach Heine/Kuteva (2003) empirisch erforschen lässt.

4 Kontext und Methode der Feldstudie

Die zur Überprüfung der Hypothese notwendigen Daten wurden in Form einer mündlichen Nacherzählung erhoben. Zur Erhebung der Daten wurden Monolinguale und Bilinguale aus dem Dorf Xócen in Yucatán (Mexiko) vor Ort im Jahr 2018 befragt.⁸ In diesem Dorf wird seit der Kolonialisierung sowohl Maya als auch Spanisch gesprochen, wobei Maya jedoch die dorfdominierende Sprache ist (Terán/Rasmussen 2005).

⁸ Die Untersuchung fand im Rahmen der Masterarbeit der Autorin an der Universität Hamburg statt.

4.1 Datenerhebung- und Auswertungsmethoden

Die Feldstudie wurde mit monolingualen Maya- und bilingualen Maya-Spanisch-Sprechenden durchgeführt. Die Daten wurden mithilfe einer Nacherzählung der Geschichte *U yóoktil kúmil* (nach Combo 2016) elizitiert. Die Geschichte wurde für die Studie ausgewählt, da sie viele NULAK-Konstruktionen enthält, so dass davon auszugehen ist, dass die Proband:innen NULAK-Konstruktionen verwenden. Gleichzeitig wurde versucht, eine natürliche Sprechweise zu gewährleisten, um so möglichst authentisches Sprachmaterial zu erheben.⁹ Dabei war die Befragung vor Ort in ihren Häusern oder auf der Straße (wenngleich dies von Interaktion mit Vorbeikommenden und Störgeräuschen begleitet wird) hilfreich, da sich die Befragten so nicht in einem expliziten Beobachtungskontext fühlten, was zur Verfälschung der Ergebnisse führen könnte.

Der Text wurde von einer muttersprachlichen (bilingualen) Maya-Sprecherin vorgelesen und dabei aufgenommen (Dauer 6:10 Min.). Er wurde am Tag der Untersuchung den Proband:innen einmal vorgespielt, bevor sie darum gebeten wurden, sie nachzuerzählen. Da nicht davon ausgegangen werden konnte, dass alle Proband:innen schreiben können, wurde die Option, Notizen zu machen, nicht angeboten. Durch das einmalige Hören sollte die Möglichkeit reduziert werden, dass Strukturen kopiert werden, auch wenn die inhaltliche Wiedergabe dadurch ggf. an Quantität und Qualität verlieren musste. Weitere Erhebungsmethoden dienten als Kontrolle anderer relevanter soziolinguistischer Faktoren, wozu die folgenden Methoden zu nennen sind:

- Erhebung der Sprachbiografie der Bilingualen mithilfe einer mündlichen Abfrage, darunter Angaben dazu, wie viel Zeit sie in welchen Kommunikationssituationen mit wem Spanisch/Maya sprechen.

⁹ Die Geschichte ist in 18 Sätzen verschriftlicht und zusätzlich in einem Video illustriert. Das Video oder Screenshots aus dem Video wurden nicht verwendet, damit visuelle Eindrücke nicht zu anderen Assoziationsketten hätten führen können, in denen ggf. weniger oder keine Verwendung des NULAK aufgetreten wäre. Außerdem sind die Teilnehmenden dadurch, dass die Geschichte vertont ist, dazu angehalten, sie nachzuerzählen und dabei die indirekte Rede zu verwenden, die NULAK erfordert (siehe morphosyntaktischen Bedingung a. zur Anwendung vom NULAK).

- Soziolinguistische mündliche Abfrage zur Einstellung («Was denken Sie über die Sprache?») gegenüber Spanisch und Maya. Mithilfe dieser Befragung lassen sich die Emotionen gegenüber Maya/Spanisch aufdecken, die bei der Interpretation der Daten hilfreich sein können, um ggf. betroffene Ergebnisse relativieren können.

Alle Erhebungen wurden mit einem Audio-Aufnahmegerät aufgenommen. Die Ergebnisse der Nacherzählung wurden mithilfe einer bilingualen Maya-Spanisch-Sprecherin orthographisch transkribiert und ins Spanische übersetzt.¹⁰ In der Auswertung der Transkriptionen auf Maya wird die NULAK-Verwendung der Proband:innen quantitativ und qualitativ-morphosyntaktisch mit ausgewählten Beispielen analysiert.

4.2 Proband:innen

Die Untersuchung stellt eine Pilotstudie dar und wurde nur in einem Dorf (Xocén) durchgeführt, um den Einfluss regionaler Varietäten ausschließen zu können. An der Untersuchung haben drei Maya-Monolinguale und sechs Bilinguale (Spanisch-Maya) aus dem Dorf teilgenommen. Erste Proband:innen wurden vor Ort angesprochen, um sie so für die Untersuchung zu gewinnen. Nach Absagen oder Zusagen wurde um Empfehlung für weitere Teilnehmende gebeten, so dass die Nachbarschaft das Sampling mitbestimmt hat.

Bei den bilingualen Proband:innen handelt es sich um einen 45-Jahre alten Taxifahrer und einen 42-Jahre alten Bibliothekar sowie vier Schulkinder im Alter von 8 und 9 Jahren.¹¹ Die Kinder 2-4 (alle 8 Jahre alt; siehe Tab. 1) haben zur selben Zeit und im selben Raum an der Untersuchung teilgenommen. Sie haben zusammen die Fragen der Kontrolldatenerhebungen beantwortet und

¹⁰ Die Übersetzungen dienten als Verständnisabsicherung, da das Maya-Niveau der Autorin nicht für die Unterscheidung aller Phänomene (insbesondere Konjugation) ausreichte. Spanisch war die lingua franca zwischen der Autorin und der bilingualen Linguistin, die bei der Auswertung unterstützte.

¹¹ Die Proband:innen werden im Folgenden entsprechend ihrer unterschiedlichen Berufsbeschreibungen (ggf. mit Nummerierung) dargestellt, um eine erste soziale Einordnung innerhalb der heterogenen Proband:innengruppe mitdarzustellen.

dann hintereinander die Geschichte nacherzählt. Bei den Monolingualen handelt es sich um zwei Hausfrauen und einen Lehrer in Rente, die alle über 70 Jahre alt sind und im Haushalt arbeiten.

Bei den Bilingualen spielt die Sprachbiographie eine entscheidende Rolle. Die Selbsteinschätzungen der Kinder lassen sich größtenteils daraus ableiten, dass sie maximal fünf Stunden am Tag in der spanischsprachigen Schule verbringen. Von diesem Standpunkt aus wurden sie gefragt, welche Sprache sie außerhalb der Schule sprechen. Daraufhin wurden sie gefragt, ob sie also ein Viertel oder die Hälfte des Tages Maya sprechen, worauf die Kinder mit mehr, weniger, oder ja antworteten. Für die Analyse der Ergebnisse muss bedacht werden, dass für die Kinder von einer Anwendungsfrequenz auszugehen ist, die zudem eventuell weniger als 70% sein kann. Die Ergebnisse sind in Tab. 1 dargestellt und zeigen, dass alle Bilingualen mehr Maya als Spanisch sprechen, dabei aber in unterschiedlichen selbstgeschätzten Anteilen.

	Anteil Maya	Kontexte für Maya	Anteil Spanisch	Kontexte für Spanisch	Träumen	Rechnen
Bibliothekar	90%	Familie, Freunde	10%	Auswärtige	Maya	Spanisch
Taxifahrer	70%	Familie, Dorf, Kollegen	30%	Fahrgäste aus der Stadt	Maya, Spanisch	Maya, Spanisch
Kind 1	60%	Familie, Dorf, Freund:innen	40%	Schule, Freund:innen	Maya, Spanisch	Maya, Spanisch
Kind 2-4	70%	Familie, Dorf, Freund:innen	30%	Schule, Freund:innen	Maya, Spanisch	Maya, Spanisch

Tab. 1: Sprachbiografie der Bilingualen

Aus der soziolinguistischen Erhebung zur Sprachwahrnehmung gehen keine negativen Kommentare hervor, weshalb auf eine Darstellung der individuellen Antworten verzichtet wird. Die am häufigsten fallenden Attribute für Spanisch sind sp. *bonito* ‘schön’ und sp. *universal* ‘universell’ bzw. ‘dienend’. Auch Maya wird als ma. *bonito* sowie ma. *uts* ‘gut’ beschrieben und mit sp. *orgullo* ‘Stolz’ assoziiert.

4.3 Hypothesen zur Grammatikalisierung des NULAK

Das untersuchte Phänomen NULAK tritt in vielen Varianten an einer Schnittstelle nach Sorace (2011) auf. Ihrer These entsprechend werden Monolinguale den NULAK problemlos anwenden können; Bilinguale hingegen können, da das Phänomen häufig an einer Schnittstelle auftritt, Variabilität im Gebrauch aufzeigen.

Für die grammatische Kategorie des NULAK lässt sich zudem Heine/Kutevas Hypothese (2003) zur kontaktinduzierten Grammatikalisierung anwenden. Der Prozess der OG ist teilweise anhand präkolonialer und kolonialer Nachweise wie folgt zu skizzieren: Die Maya-Spanisch-Bilingualen haben in der Modellsprache Spanisch den *subjuntivo* als Irrealitätsmodus entdeckt. Sie haben eine Äquivalenzkategorie (NULAK) mithilfe ihres eigenen sprachlichen Materials entwickelt und diese dann grammatikalisiert. So entstand im Maya ein Irrealitätsmodus, der auch das Futur impliziert, ein zum Sprechzeitpunkt irrealis Tempus. Außerdem wurde auch die Eigenschaft übernommen, subjektive Äußerungen auszudrücken. Dass es sich um eine Grammatikalisierung handelt, zeigt Folgendes: Im kolonialen Maya wurde für Zukunftsformen oft das Morphem *-om* verwendet, das es heute nicht mehr gibt. Daneben wurde aber auch schon im 16.- 18. Jahrhundert der Partikel *bin* mit dem NULAK für Zukunftsstrukturen verwendet (Le Guen 2017). Es muss im Bereich des Futurs zu Überlappungen mit *-om* gekommen sein.

Die Anwendung beider Sprachkontakttheorien ist auf die Hypothese, dass Maya durch den Einfluss des Spanischen einen Sprachwandel vollzogen hat, der vielmehr an Schnittstellen nach Sorace (2011) als durch kontaktinduzierte Grammatikalisierung nach Heine/Kuteva (2003) zu charakterisieren ist, bezogen.

5 Ergebnisse

Die korrekte Verwendung des NULAK und von indikativartigen Nebensätzen (z. B. der IKAL als Gegenstück zur Verwendung des NULAK) entsprechend

des *split verbal core* sowie die inkorrekte Verwendung des NULAK werden in absoluten Zahlen in Tab. 2 dargestellt:

	Bilingualität	NULAK	Indikativartiger Nebensatz	*NULAK	Gesamtanzahl der Sätze mit finitem Verb
Bibliothekar	✓	-	11	1	16
Taxifahrer	✓	1	4	-	5
Kind 1	✓	-	8	-	3
Kind 2	✓	1	-	4	9
Kind 3	✓	2	1	2	5
Kind 4	✓	2	1	1	5
Hausfrau 1	-	1	8	-	8
Hausfrau 2	-	20	19	-	48
Lehrer	-	4	11	-	15

Tab. 2: Verwendung von NULAK in absoluten Zahlen in den Nacherzählungen

In der Tabelle wird ersichtlich, dass alle Proband:innen bis auf Kind 1 den NULAK in der Nacherzählung verwenden. Es zeigt sich, dass die Bilingualen NULAK entsprechend Yoshidas (2014) Grammatik inkorrekt anwenden (der Bibliothekar und Kind 2-4). Diese inkorrekten Sätze werden im Folgenden wiedergegeben, da sie konstituierend für die qualitativen Ergebnisse sind und nicht alle in der Diskussion besprochen werden können. Außerdem wird in Tab. 2 die Länge der Nacherzählung der einzelnen Proband:innen angegeben, um die grammatikalisch inkorrekten Sätze in Relation setzen zu können. Im Folgenden werden zuerst die Ergebnisse der bilingualen Proband:innen besprochen.

Der Bibliothekar hat die Geschichte in 16 Sätzen getreu nacherzählt. Er hat dabei eine grammatikalisch inkorrekte NULAK-Konstruktion angewendet:

- (3) (*)ma' jach tubeel-ali-ø u-bin u
 NEG sehr korrekt-ADJ-3SgB_i PFV-QUOT 3SgA
 xok-ik-ø beeyo'.
 lesen-IKAL-3SgB_j so ist es
 'Es ist nicht sehr klar, dass sie es nicht eindeutig gelesen hat.'

In Beispiel (3) liegt ein Urteil im Hauptsatz mit Forderung nach dem *split verbal core* vor, da sich die Subjekte in den Satzteilen unterscheiden (3SgB_i vs. 3SgB_j).

Außerdem wird der Quotativmarker *bin* verwendet, so dass das Verb *xok* im NULAK stehen muss. In den weiteren Nebensätzen seiner Nacherzählung hat der Bibliothekar an elf Stellen die indikativartigen Aspekte richtig verwendet.

Das erste Kind gibt in drei Sätzen kurz wieder, was es verstanden hat. Dabei verwendet es keine NULAK-Konstruktion, aber acht indikativartige Aspekte in Nebensätzen. Das zweite Kind erzählt *U yóok'otil k'imil* in neun Sätzen nach, wobei sie eine grammatikalisch korrekte, vier grammatikalisch inkorrekte NULAK-Konstruktionen und keine anderen indikativartigen Aspekte in den Nebensätzen verwendet (s. Beispiele (4) bis (7)):

- (4) (*)ka bin-∅ ta ... túu... túu...
dass gehen.AJAB-3SgB sp.ist LOC.3SgA LOC.3SgA
tia'a t'an-∅ bi... bin- e'...
damit rufen.NULAK-3SgB ? QUOT-TOP
'dass sie gekommen ist, um ihn/sie zu rufen für...'
- (5) (*)ka bin aaj-∅-i.
dass QUOT aufwecken.AJAB-3SgB-STA
'dass sie aufgewacht ist.'
- (6) (*)ka bin a'al-a'-ab-∅ bin ti'-e'...
dass QUOT sagen-Passiv-AJAB-3SgB QUOT LOC-
TOP
'dass gesagt wurde, dass ...'
- (7) (*)Meen bin-e' beey wáa bin xan
Weil QUOT-TOP so (als) ob QUOT auch
bisa'ab-∅ bin
mitnehmen.Passiv.AJAB-3SgB QUOT
u-piixan-e'.
3SgA-verstorbene Seele-TOP
'Weil es auch so schien, als ob er/sie seine/ihre Seele mit sich nahm.'

Das dritte Kind erzählt die Geschichte in fünf Sätzen nach und wiederholt den Inhalt von Kind 2. Es lassen sich darin je zwei grammatikalisch korrekte und zwei inkorrekte NULAK-Konstruktionen finden sowie ein Nebensatz in einem indikativartigen Aspekt. Die inkorrekten NULAK-Konstruktionen sind quasi identisch, wie in (8)-(9) erkennbar ist:

- (8) (*)ka aaj-ø bin-e'...
 dass aufwecken.AJAB-3SgB QUOT-TOP
 'dass sie aufwachte...'
- (9) (*)ka bin aaj-ø ...
 dass QUOT aufwecken.AJAB-3SgB
 'dass sie aufwachte...'

Das vierte Kind erzählt die Geschichte in fünf Sätzen nach und orientiert sich am Inhalt des vorangegangenen Kindes. Dabei verwendet das Mädchen zwei grammatikalisch korrekte NULAK-Konstruktionen und eine inkorrekte (siehe Beispielsatz (10)) sowie einen Nebensatz mit indikativartigem Aspekt:

- (10) (*)bin aaj-ø,
 QUOT aufwecken.AJAB-3SgB
 'Dass er/sie aufwachte...'

Der Taxifahrer spricht in fünf Sätzen über das, was er von der Geschichte verstanden hat. Er gebraucht hierfür eine grammatikalisch korrekte NULAK-Konstruktion sowie vier indikativartige Aspekte in den übrigen Nebensätzen. Im nächsten Absatz werden die Ergebnisse der monolingualen Proband:innen dargestellt.

Die erste befragte Hausfrau erzählt *U yóok'otil kúmil* in acht Sätzen nach. Sie verwendet dabei eine grammatikalisch korrekte NULAK-Konstruktion und in den übrigen acht Nebensätzen den Indikativ. Die zweite Hausfrau spricht in 48 Sätzen über die Geschichte und verwendet 20 grammatikalisch korrekte NULAK-Konstruktionen sowie 19 indikativartige Aspekte in allen anderen Nebensätzen. Beispiel (11) zeigt eine der korrekten NULAK-Konstruktionen, in der ein Urteil im Hauptsatz und *ka* im Nebensatz steht, wobei unterschiedliche Subjekte vorliegen und dementsprechend der *split verbal core* den NULAK im Nebensatz auslöst.

- (11) Maas uts-ø ka xi'-ik-ø tupáach
 Mehr gut-3SgB_i dass gehen-NULAK-3SgB_j hinterher
 'Es ist besser, dass sie/er ihm folgt'

Der Lehrer spricht in 15 Sätzen über die Geschichte. Er verwendet vier grammatikalisch korrekte NULAK-Konstruktionen sowie elf indikativartige Aspekte in den übrigen Nebensätzen.

6 Diskussion

Im Folgenden sollen die NULAK-Konstruktionen aus den Ergebnissen im vorigen Kapitel zur Prüfung der SH und Heine/Kutevas (2003) Annahme (siehe Kapitel 4.3 für eine Darstellung der Hypothesen) diskutiert werden. Die grammatikalisch inkorrekte Verwendung von NULAK laut der indirekten Rede mit dem Quotativmarker *bin* (siehe morphosyntaktische Bedingung a. zur Anwendung vom NULAK) in den Sätzen (5), (6), (8)-(10),¹² die von den Kindern 2-4 gesagt wurden, lässt sich laut Sorace (2011) damit erklären, dass das Phänomen an der Schnittstelle vom lexikalischen Element *bin* und der indirekten Rede, Syntax–Diskurs–Lexik, liegt.¹³ Da das Phänomen an einer Schnittstelle liegt, ist es entsprechend Sorace (2011) nicht verwunderlich, dass die Bilingualen das grammatische Phänomen nicht so wie die Monolingualen verwenden. Die Erklärung der Satzimitation lässt sich dabei in ihre Theorie einbetten, denn das Phänomen ist instabil. Erstere wenden mit *wáa* richtigerweise NULAK an (siehe morphosyntaktische Bedingung f. zur Anwendung vom NULAK). Kind 2 hingegen wendet mit *wáa* fälschlicherweise kein NULAK an (siehe Beispielsatz (7)). Die Konjunktion steht ohne *ka*, impliziert aber durch die Bedeutung schon eine Irrealität. Damit liegt semantisch gesehen die Bedeutung [\pm IRREALIS] vor, was in Fällen von der Aspekt-/Moduszuweisung mit *wáa ka* zur Schnittstelle Semantik-Syntax führt. Dass die Kinder optional mit NULAK an dieser Schnittstelle umgehen, ist im

¹² Die Angaben zu diesen Konstruktionen sind in Tab. 1 in der NULAK-Verwendung enthalten.

¹³ Kind 3 und 4 haben jeweils die Konstruktion entsprechend der morphosyntaktischen Bedingung a. zur Anwendung vom NULAK grammatikalisch korrekt sowie inkorrekt angewendet (8)-(9). Eine mögliche Begründung dafür, dass sie dieselbe Eigenschaft des NULAK optional anwenden, ist, dass sie diesen Satz von Kind 2, wie in (4) darstellt, gehört und übernommen haben, da Kind 2 ihn als erstes gesprochen hat. D.h. hier bestehen möglicherweise *priming*-Effekte.

Sinne Soraces (id.). Schließlich können Phänomene an Schnittstellen bei Bilingualen instabil sein, also mitunter korrekt und inkorrekt angewendet werden.

Zu den Nebensätzen, in denen NULAK bei unterschiedlichen Subjekten angewendet wird, zählen auch Finalsätze wie in Beispiel (4) dargestellt, wo Kind 2 den NULAK im Finalsatz mit unterschiedlichen Subjekten entsprechend dem *split verbal core* grammatikalisch inkorrekt anwendet. Dafür können Heine/Kuteva (2003) keine Erklärung geben, denn schließlich führen auch im Spanischen Finalsätze mit unterschiedlichen Subjekten zum *subjuntivo* (Gómez Torrego 2011), was für das Maya übernommen wurde (siehe morphosyntaktische Bedingung c. zur Anwendung vom NULAK). Demzufolge müssten gerade die Bilingualen mit Phänomenen, die der kontaktinduzierten Grammatikalisierung nach dem Modell in Kapitel 4.3 entspringen, umgehen können. Sorace (2011) hingegen kann die Optionalität in der Anwendung von NULAK bei der Bilingualen in Beispiel (4) erklären. Denn die Frage danach, ob es sich um eine Finalkonstruktion [\pm FINAL] handelt, wird auf Ebene der Semantik entschieden, womit die Schnittstelle Syntax-Semantik vorliegt.

Abschließend soll für die Diskussion über die SH und die kontaktinduzierte Grammatikalisierung mit einer grammatikalisch korrekten, die Kernsyntax betreffenden Konstruktion mittels (12) bereichert werden.

- (12) i-na' ka aaj-ø bin-e'.
- 1SgA-Mutter REL aufwachen.AJAB-3SgB QUOT-TOP
- '...meine Mutter, die aufwachte.' (Kind 4)

In (12) liegt ein spezifischer/bekannter Referent zusammen mit dem Relativpronomen *ka* vor, worauf im Relativsatz der indikativartige Aspekt Kompletiv folgt und nicht NULAK (siehe morphosyntaktische Bedingung g. zur Anwendung vom NULAK). Die Frage der Spezifität/Referentialität ist eine pragmatische, weshalb an dieser Stelle von einer Schnittstelle Syntax-Pragmatik auszugehen ist, womit Kind 4 umgehen kann. Die Tatsache, dass Kind 4 den NULAK an der Schnittstelle korrekt anwendet, kann teilweise darin begründet sein, dass Schnittstellen Optionalität aufweisen, so dass sie von Bilingualen auch korrekt verwendet werden können. Eine aufschlussreichere Erklärung können Heine/Kuteva (2003) geben: Die OG im Maya entspringt laut der Darstellung in Kapitel 4.3 dem Spanischen, schließlich wird der

subjuntivo bei der Einleitung mit *que* je nach Spezifität-abhängigen Relativpronomen vergeben (Gómez Torrego 2011). Dadurch fällt es den Bilingualen leicht(er), ein Phänomen, auch wenn es an einer Schnittstelle liegt, zu verwenden. Die Unterscheidung nach der Spezifität bei Relativsätzen entstammt einer durch das Spanische ausgelösten Grammatikalisierung. Das Phänomen ist den Bilingualen also aus der Modellsprache bekannt, deshalb wenden sie es grammatikalisch korrekt an. Dies entspricht nicht Soraces (2011) These, denn laut ihr beherbergen Schnittstellen Optionalität. An dieser Stelle greift die Kritik an der SH aus 2.1, dass sie die Eigenschaften der betroffenen Sprachen im Sprachkontakt nicht einbezieht. Über die Kritik hinaus können sich hier die Theorien von Sorace (id.) und Heine/Kuteva (2003) ergänzen.

7 Fazit

Bezogen auf die Ausgangsfrage, wie sich der Sprachkontakt zwischen Maya und Spanisch auf die attestierten sprachlichen Veränderungen im Maya bei den bilingualen Sprecher:innen charakterisieren lassen kann, ist festzustellen, dass eine Verbindung der beiden Theorien die Veränderungen erklären können. Heine/Kutevas (2003) kontaktinduziertes Modell erklärt die Grammatikalisierungen im Maya in ihrer Entwicklung. Gleichmaßen kann Soraces (2011) SH die Anwendung der transferierten Phänomene begründen. Am Beispiel des NULAK konnte somit verdeutlicht werden, dass sich die beiden Hypothesen ergänzen: Soraces (id.) Theorie kann die Unterschiede im Einsatz des NULAK erklären, wobei aber gleichmaßen deutlich wird, dass die Grammatikalisierung des NULAK auf den Einfluss des Spanischen zurückzuführen ist, wie es Heine/Kuteva (2003) beschreiben. Schlussendlich ergänzen sich die beiden Schwachpunkte der Theorien, denn im Gegensatz zu Sorace (2011) können Heine/Kuteva (2003) nicht erklären, welche syntaktischen Phänomene entlehnt werden. Sorace (2011) kann aber nicht für die zwei Sprachen sprechen und erklären, wie der spanische *subjuntivo* transferiert wurde. Sorace (id.) kann vorhersagen, wo die Möglichkeit zum Wandel entsteht, wohingegen Heine/Kuteva (2003) aufzeigen, wie der Wandel stattfindet. Sorace (2011) erklärt damit nicht nur, dass an Schnittstellen Instabilität (oder

Optionalität) in der Anwendung vorliegt, sondern auch, dass an Schnittstellen potenziell kontaktinduzierter Sprachwandel nach Heine/Kuteva (2003) stattfinden kann.

Aus- und rückblickend soll nochmals darauf hingewiesen werden, dass die Ergebnisse der empirischen Untersuchung nicht repräsentativ und als eine Pilotstudie anzusehen sind. Die Abweichung von der grammatischen Norm eines:r einzelnen:r Sprechers:in kann auch Zufall sein, da Kompetenz und Performanz voneinander abweichen. Durch die wenigen Proband:innen, die vor Ort bereit waren, an der Pilotstudie teilzunehmen, ergab sich eine Heterogenität hinsichtlich Alter, Geschlecht und sozialem Status/Beruf, die keine Generalisierung der Ergebnisse zulässt. Für die Kinder ist zudem die reduzierte Anwendungsfrequenz zu beachten. Die Tatsache, dass nur wenige Proband:innen für die Teilnahme an Feldstudien zur Sprachkontaktforschung gefunden werden, scheint generell eine Herausforderung zu sein, wie auch in Fischer/Vega Vilanova (2018), oder damit verbunden zu sein, dass ein großes Sampling zuvor Pilotstudien zu den Eigenschaften der spezifischen bilingualen Situation und den spezifischen Kontaktsprachen bedarf.

In dieser Studie sind darüber hinaus Optimierungen in der Datenerhebung und -analyse notwendig. Es wäre angemessen, den Teilnehmenden weitere Hilfestellungen für die sechsminütige Nacherzählung zur Verfügung zu stellen, z.B. Bilder oder Notizmöglichkeiten, zu geben, so dass mehr Datenmaterial gewonnen werden kann. Außerdem wäre es hilfreich, Linguist:innen, die Maya transkribieren können, stärker in die Analyse miteinzubeziehen. Diese Studie lässt somit Raum für eine Ausweitung. Generell ist auch im Sinne von Dakin/Operstein (2017) mehr Forschung für den Einfluss des Spanischen auf indigene Sprachen nötig, denn weitere Ergebnisse von anderen sich im Kontakt befindenden indigenen Sprachen können Aufschluss über Sprachkontakttheorien im Allgemeinen geben.

Erste Ergebnisse dieser Feldstudie mit Pilotcharakter deuten darauf hin, dass Maya unter dem Einfluss des Spanischen einen Sprachwandel vollzogen hat, der sich mithilfe von Soraces SH (2011) charakterisieren lässt, dabei aber mit Heine und Kutevas Theorie kontaktinduzierter Grammatikalisierung (2003) an offenen Stellen ergänzt werden muss.

Bibliographie

- Andrade, Manuel. 1955. *A grammar of modern Yucatec*. Chicago: University of Chicago Library.
- Cassano, Paul Vincent. 1977. «La influencia del maya en la fonología del español de Yucatán». In: *AnLet*. N° 15, 95-113.
- Combo. 2016. «U Yóok'otil Kúmil», <https://68voces.mx/maya-la-ultima-danza-1>, (zuletzt eingesehen am 10.10.2018).
- Dakin, Karen; Operstein, Natalie. 2017. «Language contact in Mesoamerica and beyond». In: Dakin, Karen; Parodi, Claudia; Operstein, Natalie (edd.): *Language Contact and Change in Mesoamerica and Beyond*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company, 1-28.
- Detges, Ulrich; Waltereit, Richard. 2016. «Grammaticalization and pragmaticalization». In: Fischer, Susann; Gabriel, Christoph (edd.). *Manual of Grammatical Interfaces in Romance*. Berlin: De Gruyter, 635-658.
- Domínguez, Laura. 2013. *Understanding interfaces*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- Fischer, Susann; Gabriel, Christoph. 2016. «Grammatical interfaces in Romance languages: An introduction». In: Fischer, Susann; Gabriel, Christoph (edd.): *Manual of Grammatical Interfaces in Romance*. Boston: De Gruyter, 1-20.
- Fischer, Susann; Vega Vilanova, Jorge. 2018. «Contact-induced change in Judeo-Spanish», Bunis, David; Vučina Simović, Ivana & Deppner, Corinna (edd.). *Caminos de Leche y Miel: Jubilee Volume in honor of Michael Studemund-Halevy. Volume II – Language and Literature*. Tirocinio, Barcelona, 135-153.
- Gómez Torrego, Leonardo. ¹⁰2011. *Gramática didáctica del español*. Madrid: Estudio SM.
- Heine, Bernd; Kuteva, Tanja. 2009. «On contact-induced grammaticalization». In: *Studies in Language*. Vol. 2, N° 3, 529-572.
- Le Guen, Olivier. 2017. «Una concepción del tiempo no-lineal en dos lenguas: el maya yucateco colonial y actual y la lengua de señas maya yucateca». In: *Journal de la société des américanistes- Hors-série Compases y texturas del tiempo entre los mayas. Measures and textures of time among the Mayas*, 451-495.
- Karttunen, Frances. 1985. *Nahuatl and Maya in contact with Spanish*. Austin: Dept. of Linguistics and Center for Cognitive Science University of Texas at Austin.
- Karttunen, Frances; Lockhart, James. 1978. *Nahuatl in the Middle Years. Language Contact Phenomena in Texts of the Colonial Period*. Berkeley CA: University of California Press.
- Lope Blanch, Juan. 1978. «Fisonomía del español yucateco». In: *Est. esp. yuc.*, 7-19.
- Lope Blanch, Juan. 1982: «Sobre la influencia del maya en el español de Yucatán». In: *NRFH*. N° 31, 83-90.
- Montrul, Silvina. 2011. «Multiple interfaces and incomplete acquisition». *Lingua*. N° 121, 591-604.

- Sobrino, Martín. 2010. «Contacto lingüístico maya-español: Transferencias en la morfosintaxis del español yucateco». In: *Temas antropológicos*. Vol. 1, N° 32, 79-94.
- Sorace, Antonella. 2011. «Pinning down the concept of interface in bilingual development». In: *Linguistic Approaches to Bilingualism*. Vol 1, N° 2, 1-33.
- Silva-Corvalán, Carmen. 2008. «The Limits of Convergence in Language-contact». In: *Journal of language contact – THEMA 2*, 213-224.
- Terán, Silvia; Rasmussen, Christian. 2005. *Xocén: el pueblo en el centro del mundo*. Mérida: Universidad Autónoma de Yucatán.
- Verhoeven, Elisabeth. 2007. *Experiential Constructions in Yucatec Maya*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- White, Lydia. 2011. «Second language acquisition at the interfaces». *Lingua*. N° 121, 577-590.
- Yoshida, Shigeto. ³2014. *Guía gramatical de la lengua maya yucateca para hispanohablantes*. Miyagi: Tohoku University.

Anhang 1: Abkürzungsverzeichnis

A	Set A-Pronomen
AJAB	Kompletivmodus/-aspekt
ADJ	Adjektivmarker
B	Set B-Pronomen
DEM	Demonstrativartikel
FACT	Tatsachenmarker
HAB	Habitusmarker
IKAL	Inkompletivaspekt
LOC	Lokativ
ma.	Maya
NEG	Negativmarker
PFV	Perfekt
Pl	Plural
QUOT	Marker für indirekte Rede
REL	Relativpronomen
Sg	Singular
sp.	Spanisch
STA	Statussuffix
TOP	Topikmarker

Marco Antonio Cristalli (Marburg)

Ein Mann ohne Ehrgeiz, Konturen und Tatendrang – Parodierung von Männlichkeitsnormen in Jean-Philippe Toussaints *Monsieur* (1986)

The nameless protagonist of the postmodern novel *Monsieur*, written by Belgian author Jean-Philippe Toussaint, can be described as a rather strange man. He lacks ambition, a drive for action and seems to be unfit for daily life. He constantly fails to accomplish his *predestined* role as a *real* man, as for instance to pay the bill for dinner when dating a woman. The scope of the present paper is to analyse, on the one hand, how this novel deconstructs hegemonial concepts of masculinity but, on the other hand, is in itself also a parody of the latter.

Keywords: *Cultural Anthropology, literary minimalism, Masculinity Studies, Postmodernism*

1 Einleitung

Die Fragen nach *echter* Männlichkeit und was einen Mann zu einem *richtigen* Mann werden lässt, gehören wohl zu den am häufigsten gestellten gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit. Diese Thematik wurde bisher jedoch vor allem im Feuilleton, den Medien und der Populärwissenschaft verhandelt. Es wundert daher kaum, dass zahlreiche populärwissenschaftliche Publikationen und zudem eine sehr reiche Ratgeberliteratur existieren, die sich mit der vermeintlich bedrohten Spezies Mann beschäftigen. Der Erfolg dieser Ratgeberliteratur und ihre regelmäßig guten Platzierungen auf den Bestsellerlisten sind ein eindeutiger Indikator dafür, dass die Frage nach Männlichkeit eine nicht zu unterschätzende popkulturelle Relevanz erreicht hat und zu einem Thema geworden ist, welches Männer wie Frauen zu faszinieren scheint.

Literarische Texte haben sich auch schon vor dem Entstehen der *Gender Studies* mit Fragen und Problematiken bezüglich der Geschlechter und Männlichkeit beschäftigt, wie David Rosen in *The Changing Fictions of Masculinity* eindrucksvoll dargestellt hat. Rosen zieht hier einerseits, wie so oft in den *Masculinity Studies*, das Werk von William Shakespeare (in diesem Fall *The*

Tragedy of Hamlet) zu Rate, aber auch ältere Texte wie *Beowulf* oder *Sir Gawain and the Green Knight*. In Bezug auf diese Texte zeigt er, dass die Verhandlung von Männlichkeit seit den Anfängen in der britischen Literatur Bestand hat.¹

Die Literatur der Postmoderne scheint sich jedoch besonders intensiv mit Männlichkeit auseinanderzusetzen, was schließlich auch Gegenstand dieses Beitrags sein soll. Die Postmoderne markiert eine Zäsur im Diskurs über Männlichkeit, da es sich um die Epoche handelt, in der begonnen wurde, sich der Geschlechterfrage aus einer anderen Perspektive zu nähern. Grund dafür sind die gesellschaftlichen Umbrüche, welche durch die 1968er-Revolution begonnen haben und sich nun vollkommen entfaltet haben. In den Geisteswissenschaften zeigt sich dies unter anderem an der Herausbildung der *Gender Studies*, deren Fragen nach Geschlecht und dessen Konstruktion nun in den Fokus gerieten, nun nicht mehr nur die männlich-universalistische Perspektive dominierte und die sich an poststrukturalistischen sowie dekonstruktivistischen Theorien ausrichteten. Die sozio-politischen Veränderungen in der Postmoderne, zu denen vor allem das Aufkommen der feministischen und der LGBTQIA+-Bewegungen zählt, erreichten nun eine neue gesellschaftliche Relevanz und strebten an, das traditionelle Bild von Geschlechtern aufzulösen. Eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Entwicklung, insbesondere in Hinblick auf heteronormative Männlichkeiten, ist die beginnende De-Industrialisierung. Gerade letztere führte dazu, dass – bedingt durch den massiven Arbeitsplatzabbau von traditionellen *männlichen* Erwerbsarbeitsstellen – die traditionelle Rolle des Mannes als Ernährer zunehmend in Frage gestellt wurde und Männer auch in der Forschung (vorrangig in der Pädagogik und Soziologie) zum *problematischen* Geschlecht erklärt wurden.² Es entwickeln sich

¹ Dies gilt natürlich auch für andere europäische Literaturen. Für weitere Informationen bietet sich das Handbuch *Männlichkeit* an, in dem es jeweils ein diachrones Übersichts-kapitel zu den einzelnen Nationalphilologien gibt. Cf. Horlacher/Jansen/Schwandbeck 2015.

² Der deutsche Soziologie Christopher Kucklick setzt sich sehr intensiv mit der öffentlichen Diskussion um Männlichkeit (in der Soziologie und Philosophie) auseinander. Es geht ihm dabei jedoch keineswegs darum, anhand von Fakten festzustellen, ob diese Diskussion der Wahrheit entspricht, sondern vielmehr darum darzustellen, wie über *den* Mann und *die* Frau gesprochen wird. Er kommt zum Schluss, dass Männlichkeit im Diskurs als etwas vorrangig Negatives angesehen wird, während Weiblichkeit gerade in den letzten zwei Jahrhunderten, im Gegensatz zum Mittelalter in dem das weibliche Geschlecht immer noch als *unmoralisch* galt, weitaus positiver konnotiert ist. Kucklick

somit pluralistische Lebenswelten, in denen zahlreiche heteronormative Gewissheiten im Begriff sind, sich aufzulösen und sich pluralistische Konzepte von Männlichkeiten etablieren.

2 Männlichkeitsdarstellungen im literarischen Minimalismus

Die Literatur der Postmoderne, einer Epoche, die im Signum der Dekonstruktion bekannter Identitäten steht, greift diese gesellschaftlichen Entwicklungen auf vielfältige Art auf. Gerade die Auseinandersetzung mit Männlichkeit kann deshalb auch als ein Epochenmerkmal verstanden werden, das in der romanischen Literaturwissenschaft jedoch noch nicht umfassend verhandelt worden ist. Für Männlichkeitsdarstellungen in der französischen Literatur lässt sich jedoch konstatieren, dass die Dekonstruktion traditioneller männlicher Figuren im Mittelpunkt steht (cf. Schuhen 2016: 329). Dies manifestiert sich insbesondere im literarischen Minimalismus, eine der wichtigsten postmodernen Strömungen des französischen Romans der 1980er-Jahre.

Die hier repräsentierten Männlichkeiten stehen ganz im Zeichen der *impassibilité*. Dieser Begriff bedeutet in diesem Fall, dass die Romane – beziehungsweise die vorrangig männlichen Protagonisten – unempfindlich und gefühlsarm auf ihre Umwelt reagieren. Sie zeigen keine Gefühle, was jedoch nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass sie über keine verfügen: «Impassible, cela n'est pas l'équivalent d'insensible, qui n'éprouve rien; cela signifie précisément le contraire: qu'on ne trahit pas ses émotions [...]» (Lindon 1989: 34). Die Attitüde der Protagonisten ist dementsprechend von einer romantischen Ironie geprägt; sie haben Gefallen daran, sich in einer spielerischen,

geht dabei jedoch nicht ausreichend auf die zu Unrecht bestehenden Geschlechterunterschiede hinsichtlich wirtschaftlicher und politischer Macht ein. Für das Narrativ *Männlichkeit* sind seine Studien nichtsdestotrotz sinnvoll, da der Wandel im öffentlichen Diskurs sehr gut dargestellt wird: «Heute dagegen werden die drängenden gesellschaftlichen Probleme männlich konnotiert: Gewalt, Kriminalität, [...] Terrorismus, Profitgier, Versachlichung, Gefühllosigkeit, Liebesunfähigkeit, soziale Kälte – sie gelten eher als Folgeschäden einer fehlgesteuerten Männlichkeit denn als Ausdruck von Weiblichkeit. [...] Am Mann zerfällt die Gesellschaft, am Weib heilt sie» (Kucklick 2008: 9).

subjektiven und zugleich skeptischen Pose wiederzufinden. Es handelt sich daher nicht um reflektierende Heldenfiguren wie unter anderem im existentialistischen Roman oder auch im Kriminalroman. Ebenso wenig sind die Protagonisten dieser Romane *französische Verführer*, wie ihn zum Beispiel Alain Delon verkörpert, sondern Männerfiguren, die unter dem Druck gesellschaftlicher Erwartungen leiden. Sie streben jedoch nicht danach, diesen zu entsprechen, sondern sind vorrangig passiv und scheitern in allen Lebensbereichen. Die Distanz und die emotionale Kälte der Erzählinstanz und der männlichen Protagonisten scheinen dabei nur eine Fassade zu sein, mit der sie versuchen, ihre eigene Unbeholfenheit zu überspielen, da sich in ihren Gesten und Handlungen gelegentlich ihre Sensibilität und Emotionalität zeigen (cf. Schoots 1997: 48). Die *impassibilité* wäre ohne einen starken Sinn für Humor, den fast alle Texte dieser Strömung gemeinsam haben, nicht denkbar. Die Komik entsteht hier auf verschiedenen Ebenen, wie der Sprache, den Akteuren und vor allem in bizarren Situationen, wie überwiegend bei Jean-Philippe Toussaint zu beobachten ist. Toussaints Roman *Monsieur* (1986) ist daher ein Paradebeispiel für den literarischen Minimalismus und dessen Auseinandersetzung mit Männlichkeiten, denn beim namenlosen Protagonisten, der auch immer nur als *Monsieur* bezeichnet wird, handelt es sich um einen Mann ohne Ehrgeiz, Konturen und Tatendrang.

3 Männlichkeit und deren literarische Darstellung

Das theoretische Fundament dieser Analyse soll sich vor allem auf drei Ansätzen stützen, die sich inhaltlich konstruktiv ergänzen, da sie abgesehen von einigen kleineren Aspekten fast kongruent sind und sich nur in der Terminologie unterscheiden. Diese wären einerseits David Gilmores kulturanthropologischer Ansatz in der Männlichkeitsforschung, Judith Butlers Schriften zu Geschlecht und Performativität sowie Raewyn Connells Konzept von hegemonialer Männlichkeit. Alle drei Ansätze verbindet, dass sie sich mit den Zeichensystemen in der Gesellschaft auseinandersetzen, die Männlichkeit betreffen, und zudem Performativität als ein grundlegendes Charakteristikum von Männlichkeit verstehen.

Der kulturanthropologische Ansatz, wie ihn David Gilmore in *Manhood in the Making* (1990) beschreibt, sieht Männlichkeit vor allem als eine gesellschaftliche Realität an, die in allen Kulturen vorkommt und dabei eine Art Ideal verkörpert, dem alle Männer und insbesondere die Jungen folgen müssen (cf. Gilmore 1991: 18). Männlichkeit ist demzufolge vorrangig ein kulturelles Produkt, das in jedem kulturellen Umfeld anders definiert wird (cf. *ibid.*: 11). Laut Gilmore vereint jedoch alle, dass der Status *Mann-Sein* durch performative Akte, vor allem durch Initiationsriten, verdient werden muss (cf. Gilmore 1991: 11). An diesem Prozess kann ein Noch-Nicht-Mann jedoch auch scheitern; auch für Ältere stellt er eine dauerhafte Herausforderung dar, da die Angst, den kulturellen Männlichkeitsnormen nicht mehr entsprechen zu können, von dauerhafter Natur ist:

Der Mann ist also eine Art Artefakt und als solches läuft er beständig Gefahr, bei einer Unzulänglichkeit ertappt zu werden. Konstruktionsfehler, Unzulänglichkeit der männlichen Maschinerie, kurz: ein Versager. Der Ausgang des Unternehmens ist so ungewiß, dass der Erfolg hervorgehoben zu werden verdient (Badinter 1993: 15).

Auch Judith Butler kommt bezüglich des performativen Charakters von Männlichkeit zu ähnlichen Schlüssen. Auf Butler und ihr weitgehend bekanntes Konzept soll hier nicht weiter eingegangen werden, da sich ihr Gedanke der Performativität von Geschlecht weitgehend in Gilmores Konzept spiegelt und sie mit *gender performances* hierfür einen deutlich präziseren Begriff verwendet. Weitaus interessanter für das Vorhaben dieses Artikels ist jedoch, dass Butler, ebenso wie Gilmore, davon ausgeht, dass das Individuum dauerhaft daran scheitert, den heteronormativen Vorstellungen von Geschlecht vollständig zu entsprechen, wodurch dieser Prozess, beziehungsweise allein der Versuch, schon zu einer «inevitable comedy» (Butler 1990: 166) wird. Der parodistische Akt führe einerseits zur Erkenntnis, dass es kein Original gibt, was hier als eine Art Blaupause für heteronormative Vorstellung von *gender* gedeutet werden kann. Dies wiederum ist erneut eine Erkenntnis, die deckungsgleich mit Gilmore ist und wodurch evident wird, dass *ideale* Männlichkeit und Weiblichkeit letztendlich nur eine Fiktion sind.

Das gesellschaftliche Ideal oder die *Norm*, welche von Gilmore und Butler beschrieben werden, kann in Anschluss an R. W. Connell auch als hegemoniale

Männlichkeit bezeichnet werden. Hegemoniale Männlichkeit gilt als einflussreichstes Konzept in der Männlichkeitsforschung³ und skizziert ein männlich dominiertes, kulturelles Ideal mit patriarchalischer Genderpraxis. Es beschreibt, wie eine kleine Gruppe von Männern eine kulturelle Dominanz beziehungsweise Hegemonie ausüben kann: «a question of how particular groups of men inhabit positions of power and wealth, and how they legitimate and reproduce the social relationships that generate their dominance» (Connell 1995: 92). Dabei steht die Aufrechterhaltung einer heteronormativen Geschlechtsordnung im Mittelpunkt des Interesses dieser Hegemonie. Connells Konzept zeichnet besonders aus, dass es ein Beziehungsgeflecht zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeiten beschreibt und die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht nicht automatisch dazu führt, dass das männliche Subjekt sich in einer herrschenden Position wiederfindet. Diese Hegemonie betrifft nämlich nur eine kleine Gruppe von Männern. Die große Mehrheit folgt diesem Prinzip einerseits ohne größere Reflektion und profitiert davon maßgeblich oder es handelt sich um Männer, beziehungsweise Formen von Männlichkeit, die von der hegemonialen Männlichkeit unterdrückt werden (cf. *ibid.*: 77). Als Beispiel hierfür nennt Connell Homo- und Transsexualität, aber es lassen sich natürlich auch andere Formen von Männlichkeiten in diese Kategorie einordnen, die letztendlich immer von der momentan dominierenden hegemonialen Männlichkeit definiert werden. Insgesamt zeichnet Connell vier Kategorien von Beziehungen zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit: Hegemonie, Unterordnung, Komplizität und Marginalisierung.⁴

Diese Ansätze in der Männlichkeitsforschung ergänzen sich sehr gut, denn sie alle gehen davon aus, dass der Aspirant demnach der hegemonialen Männlichkeit entsprechen muss, um den Status *wahrer* oder *echter* Mann zu erreichen, und diese in performativen Akten unter Beweis stellen muss. Für die Analyse

³ Obwohl Connells Schriften weit verbreitet sind, stehen sie zunehmend unter Kritik. Als zentrale Kritikpunkte werden der Mangel an Empirie, die vielfältigen Leerstellen des Konzeptes und der Umstand genannt, wonach es den untergeordneten Gruppen kaum möglich ist, Widerstand zu leisten. Für die Analyse literarischer Texte eignet sich dieses Konzept dennoch, denn gerade in diesen zahlreichen Leerstellen und dieser mangelnden Empirie wird deutlich, dass es sich bei Männlichkeit vor allem um eine gesellschaftliche Narration handelt, die nicht genau zu bestimmen ist.

⁴ Da diese Kategorien für die Analyse nicht weiter relevant sind, sollen diese hier nicht weiter ausgeführt werden. Cf. weiterführend Connell 1995.

von Texten ermöglichen sie außerdem, deutlich zwischen Männlichkeit und Mann zu differenzieren, da ersteres für das vermeintliche gesellschaftliche Ideal steht, das Zweite hingegen für das Subjekt. Zudem wird in diesen Forschungsansätzen jedoch auch deutlich, dass es kein wirklich definiertes Ideal von Männlichkeit gibt, sondern dass dieses vor allem von einer miteinander in Verbindung stehenden Reihe von Stereotypen und Klischees bestimmt wird. Dies mag vor allem daran liegen, dass meist davon ausgegangen wird, dass hegemoniale Männlichkeit immer einem Wandel unterliegt und umkämpft ist (cf. Connell 1995: 76). Aus kulturanthropologischer Perspektive lassen sich laut David Gilmore – in diachroner wie synchroner Perspektive – hingegen folgende Grundmuster von heterosexuellen und heteronormativen Männlichkeitsidealen oder -normen zusammenfassen, die epochen- und kulturübergreifend wirken: ein zielstrebiges Unternehmertum, welches durch harte Arbeit geprägt ist; die Eroberung von Frauen beziehungsweise auch das Schwängern; das Beschützen von Schutzlosen und die Versorgung der Familie (cf. Gilmore 1991: 152). Gilmores Forschung bezieht sich insbesondere auf rurale Lebenswelten, die sich jedoch teilweise von jenen urbaneren Lebenswelten unterscheiden, in denen der zu analysierende Roman situiert ist, und diese daher nur bedingt anwendbar sind.⁵ Sie bleiben dennoch eine sinnvolle Grundlage, die lediglich an eine urbanere Lebenswelt angepasst werden muss.

Das Verständnis von Männlichkeit als unerreichbares Ideal, das ständig in Frage gestellt wird und erneut bewiesen werden muss, ist auch eine der Grundlagen für Männlichkeitsdarstellungen in der Literatur, d.h. die gleichen soziokulturellen Dynamiken spiegeln sich auch in der Narration und Fiktion des Mannes wider. Gemäß David Rosen – einem der wenigen Literaturwissenschaftler, der sich mit heterosexueller Männlichkeit in diachroner Perspektive auseinandergesetzt hat – manifestiert sich Männlichkeit in der Literatur, unabhängig von der Epoche, vor allem durch Geschlechtsrollenstress, an dem die Protagonisten leiden:

⁵ Gilmore bezieht sich in seinen Studien vor allem auf Männlichkeitskonstruktionen in Andalusien und Sizilien. Es handelt sich hierbei also um eher rurale und wertkonservative Lebenswelten, in denen Faktoren wie Religiosität, Sexualität und die Arbeitskraft des Mannes eine größere Rolle spielen als in urbanen Zentren, in denen eine stärkere Diversität im Hinblick auf die Konzeption von Männlichkeiten herrscht.

[...] masculinity seems instead, if intermittently, an unreachable and even dubious ideal. Because these men can neither escape the ideal nor the value and act upon experiences and feelings contrary to that ideal, they are doomed to pain. For the same reasons, they are likewise often doomed to see themselves as enemies both of masculinity and the happy situation they desire. In their attempts to accommodate themselves to their roles, on one hand, and to their intuitions, on the other, they experience longing, frustration, rage (Rosen 1993: 219).

Ein grundlegender Aspekt der Fiktion sowie Narration des Mannes ist daher, dass sich Männlichkeit in einem dauerhaften Spannungsfeld zwischen dem eigenen Anspruch des Subjekts und der hegemonialen Männlichkeit befindet. Auf textueller Ebene kann dies sehr mannigfaltig dargestellt werden, angefangen beim Plot, den literarischen Figuren und auch in der erzählerischen Vermittlung.

In der Analyse des Romans soll daher im Mittelpunkt stehen, wie das Spannungsverhältnis zwischen dem Protagonisten und den Ansprüchen hegemonialer Männlichkeit dargestellt wird. Hierbei sollen ausgewählte Schlüsselszenen im Vordergrund stehen, in denen der Protagonist Monsieur durch performative Akte seine Männlichkeit erwerben oder beweisen könnte, er jedoch daran scheitert. Als typischer Roman des Minimalismus verfügt *Monsieur* über keinen Plot im klassischen Sinne. Die zu analysierenden Schlüsselszenen lassen sich auf inhaltlicher Ebene in drei Kategorien einteilen, die jeweils einer anderen Facette des gesellschaftlichen Männlichkeitsideals, wie es Gilmore formuliert, entsprechen: seiner Karriere (Unternehmertum), seinen Freundschaften (Männlichkeit in Bezug auf das soziale Umfeld) und seinem Liebesleben (Verführer). Auf der Ebene des Diskurses sollen vor allem die Funktion des literarischen Raums sowie die erzählerische Vermittlung der heterodiegetischen Erzählinstanz im Mittelpunkt stehen. Anhand dieser Beispiele soll gezeigt werden, wie der Roman hegemoniale Männlichkeitsideale einerseits dekonstruiert, andererseits aber auch parodiert.

4 Ein unüblicher Mann? Literarische Verhandlung von Männlichkeit am Beispiel von *Monsieur*

Schon am Beginn des Romans wird deutlich, dass es sich bei Monsieur nicht um einen *typischen* Mann handelt, der den auf hegemonialer Männlichkeit beruhenden *Idealvorstellungen* eines jungen Managers entspricht, sondern vor allem um einen *überdurchschnittlich durchschnittlichen Mann*. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass Monsieur über keinen eigenen Namen verfügt, wodurch er zu einer Art Schablone wird, anhand der die Erzählinstanz verschiedene Situationen bezüglich der Lebensunfähigkeit und vermeintlichen Anomalie dieses jungen Mannes darstellen kann.

Auf der Handlungsebene zeigt sich dies vor allem daran, dass humorvolle Episoden – die erzählte Zeit des Romans beträgt trotz seiner Kürze rund drei Jahre – mit noch komischeren Situationen im Mittelpunkt des Erzählten stehen und in dieser auf überspitzte Art das Spannungsverhältnis zwischen hegemonialer Männlichkeit und dem Subjekt Monsieur dargestellt wird. Monsieur zeigt in keiner dieser Episoden einen starken Tatendrang. Er gewinnt zudem auch nicht sonderlich an Facetten oder gar Charakter. Am Ende des Romans weiß der Leser immer noch erstaunlich wenig über diesen Mann, denn er bleibt dauerhaft eine Schablone, weswegen er nicht greifbar ist.

Dies liegt vor allem daran, dass zwischen der heterodiegetischen Erzählinstanz und dem Protagonisten eine nicht zu unterschätzende Distanz herrscht. Es handelt sich bei *Monsieur* um den ersten Roman, den Toussaint in der dritten Person geschrieben hat und in dem an keiner Stelle das Wort *je* fällt. Eine Beschreibung des Innenlebens der Figur Monsieur findet daher nur marginal statt und erfolgt auch nicht durch eine personale oder auktoriale Erzählinstanz. Durch diese Distanz und Monsieurs Status als Schablone beziehungsweise Hülle entsteht die für diesen Roman typische Ironie, da die Erzählinstanz unbeobachtet im Raum agieren kann und mit Hilfe dieser Schablone ihr ironischer Blick auf Männlichkeit erkennbar wird (cf. Acar 2003: 49). Die Ironie sowie die Komik entstehen hier vorrangig durch den Widerspruch zwischen hegemonialer Männlichkeit, welche durch die Erzählinstanz repräsentiert wird,

und dem facetten- und motivationslosen Protagonisten, dem jedoch regelmäßig seltsame Sachen widerfahren. Wie dies in der Praxis umgesetzt wird, soll anhand der folgenden Analyse gezeigt werden.

4.1 Zwischen Möbeln und Chips: Monsieurs Karriere

Das klassische Bild eines aktiven und ehrgeizigen Geschäftsmannes, welches sehr stark von Klischees und Stereotypen bestimmt ist, verkörpern unter anderem Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wie Donald Trump oder Emmanuel Macron. Ihre Karriere steht im Mittelpunkt ihrer Lebenswelt und erlaubt ihnen dank ihrer großen finanziellen Ressourcen einen Lebensstil, in dem sich die normative, regulierte Performanz der Männlichkeit problemlos vollziehen kann. Sie tragen teure Anzüge, fahren luxuriöse Sportwagen, haben zahlreiche Angestellte und pflegen Verhältnisse zu *wunderschönen* Frauen. Dabei wird ihr Handeln von einem scheinbar endlosen Tatendrang und Ehrgeiz bestimmt.

Grundsätzlich hat auch Monsieur die besten Voraussetzungen dafür, diesem Männlichkeitsideal zu entsprechen. Er ist Ingenieur und arbeitet für FIAT France, was kein Zufall ist, denn auch die Automobilbranche ist männlich konnotiert. Es wäre daher leicht, sich einen jungen – er ist erst 28 Jahr alt – dynamischen und aufstrebenden Manager vorzustellen, der seine Karriere vorantreiben möchte. Monsieur hat hingegen an seinem Arbeitsplatz schlichtweg nichts zu tun, damit ist er jedoch alles andere als unzufrieden. Im Roman zeigt sich dies an recht ausführlichen Schilderungen von Monsieurs Bemühungen, die vielen Stunden seiner täglichen Arbeitszeit zu füllen. Statt Akten zu *durchforsten* oder in Meetings zu sitzen, zieht er es vor, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen:

Contournant le bureau des hôtesse d'accueil, il dirigeait ses pas vers la cafeteria, où il achetait un paquet de chips, par exemple, au paprika pourquoi pas, qu'il ouvrait en marchant, tout en continuant à se promener lentement (Toussaint 1986: 9).

Eine weitere seiner typischen Büroaktivitäten ist die Lektüre zahlreicher Zeitungen: «Il les emportait dans son bureau et en prenait connaissance, les

feuilleterait tous, annotant certains articles de la pointe fine de son röttring [sic!], en découpant d'autres, qu'il conservait dans des sacs en plastique» (ibid. : 10). Diese Passagen zeigen deutlich auf, dass wirkliche Innensicht oder gar eine interne Fokalisierung ist nicht zu finden, sondern vorrangig eine *unempfindsame* Beschreibung seiner Aktivitäten im Büro, die mit einer starken Ironie unterlegt werden, welche vor allem durch die Differenz zwischen mangelnder Aktivität vonseiten Monsieurs und dem literarischen Raum Büro entsteht. Generell konkretisieren sich in literarischen Räumen die Geschlechterproblematiken, denn in den Räumen verknüpfen sich Handlungsschauplätze mit geschlechterspezifischen Erlebniswelten und Bedeutungszuweisungen. Literarische Räume sind zudem auch häufig soziokulturell definiert (cf. Würzbach 2004: 49). Das Büro eines internationalen Automobilkonzerns stellt somit einen Vorzeigeort für die Performanz von Männlichkeit dar, denn in diesem kann der Status, der Charakter und das Handeln Monsieurs näher definiert werden (cf. Toussaint 1986: 57). Es handelt sich um einen Ort, der zudem durch verschiedene Zeichen und Symbole, welche hegemoniale Männlichkeit repräsentieren, bestimmt ist, wie zum Beispiel teure Anzüge, Krawatten oder Aktentaschen. Dieser Raum wird hier jedoch zu einer Art Spielplatz für einen jungen Mann, der nicht arbeitet und Geschäfte macht, sondern Paprikachips isst und Zeitung liest. Die Leichtigkeit, mit der Monsieur durch sein Berufsleben geht, unterstreicht dies. Er ist eben kein aktiver und ehrgeiziger *Yuppi*, sondern ein Mann, der ziellos vor sich hinlebt. In der Beschreibung seines Büros und verschiedener Büroutensilien spitzt sich diese Charakterdarstellung noch weiter zu: «Sur la table de travail de Monsieur, au bureau, bien rangés, se trouvaient un grand nombre d'objets, coupe-papier, taille-crayon, calculette» (ibid.: 91). Es handelt sich hierbei um Gegenstände, die eine gewisse Dynamik ausstrahlen und für das wirtschaftlich erfolgreiche Handeln stehen (insbesondere der Taschenrechner), aber in diesem Kontext ähnlich passiv und kantenlos (der Schreibtisch ist höchst ordentlich angerichtet) wie Monsieur selbst sind, dessen Charakter sich in diesem Schreibtisch widerspiegelt.

Das Spannungsverhältnis beziehungsweise der Widerspruch zwischen hegemonialer Männlichkeit und dem Protagonisten manifestiert sich zudem in seinem Umgang mit zwei Frauenfiguren, seiner Freundin am Romananfang und deren Mutter. Seine Freundin behauptet gar, dass er zu den drei oder vier

wichtigsten Mitarbeitern von FIAT France gehöre und ihre Mutter stellt daraufhin interessiert Fragen:

Et que faites-vous ? dit-elle. Il est directeur commercial, dit sa fiancée. Ma foi, dit Monsieur en se rasant. Oui, oui, dit sa fiancée, c'est un des trois ou quatre plus importants responsables commerciaux de Fiat-France. (...) Et vous avez des prix ? demanda Mme Parrain. Pardons ? dit Monsieur. Vous avez des prix sur les voitures ? Je ne sais pas, dit Monsieur en tapotant sur la table (ibid.: 22).

Beide haben offensichtlich keine Vorstellungen von Monsieurs tatsächlichem beruflichem Alltag und stellen sich einen wie oben beschriebenen Manager vor. In dieser Szene zeigt sich zudem erneut der Widerspruch zwischen von hegemonialer Männlichkeit geprägten Erwartungshaltungen an Monsieur und dem Subjekt Monsieur. Zu beachten ist zudem, wie uneitel und überfordert Monsieur auf diese Fragen reagiert, was sich vor allem daran zeigt, dass er kein Aufheben um seine Position macht und gleichzeitig auf den Tisch klopft, worin sich seine Nervosität körperlich widerspiegelt. Eine Innensicht in das Gefühlslieben des Charakters erhält der Leser erneut nicht.

In den seltenen Momenten, in denen Monsieur dann doch wirklich arbeiten muss, ist er auch nicht unbedingt kompetent:

Aux plus entreprenants d'entre eux, ceux qui n'hésitaient pas à revenir le trouver les temps légèrement moitis pour obtenir de lui, cette fois-ci, des faits précis, des chiffres, du concret, il promettait des tableaux, que sais-je moi, des graphiques. Et, après leur départ, sérieusement, y songeait.

Les gens, tout de même (ibid.: 14).

Insbesondere der letzte Satz, der von der heterodiegetischen Erzählinstanz und nicht Monsieur selbst stammt, zeigt dessen ironische Haltung gegenüber dem Protagonisten. Auch die Erzählinstanz scheint Monsieur nicht ernst zu nehmen und erkennt damit auch an, dass es sich bei ihm nicht unbedingt um den gängigen jungen Manager handelt. Die heterodiegetische Erzählinstanz kommentiert so das Scheitern der Performanz des Protagonisten, die zur Erfüllung der hegemonialen Männlichkeit beigetragen hätte. So wird Monsieurs Unzulänglichkeit für die Leserschaft umso deutlicher. Gleichzeitig entsteht so jedoch die nötige ironische Distanz, die zur gleichzeitigen Parodierung der Performativität von Männlichkeit beiträgt.

Es handelt sich bei dieser narrativen Strategie vielleicht um das entscheidende Charakteristikum der Darstellung von Männlichkeit in den Romanen des Minimalismus. Das Scheitern ist zwar allgegenwärtig und vor allem auf der Ebene des *discours* offensichtlich, aber es ist nicht Auslöser für Identitätskrisen. Es handelt sich dabei auf der Ebene der *histoire* schlichtweg um eine unveränderbare Tatsache, wie die folgende kurze Szene zeigt, die jedoch als Schlüsselszene bezüglich der literarischen Figur Monsieur gedeutet werden kann. Es ist eine der wenigen, in denen die *impassibilité* nicht den Text beherrscht und stattdessen eine interne Fokalisierung stattfindet, durch die Monsieurs innere Gefühle dargestellt werden und er kurz an Konturen gewinnt: «Monsieur, plus que jamais, était maintenant toujours en train d’être assis sur une chaise. Il ne demandait pas davantage à la vie, Monsieur, une chaise. Là, entre deux réticences, il tâchait de se réfugier dans la pratique apaisante de gestes simples» (ibid.: 89). Die ungewöhnliche Formulierung «en train d’être assis», welche mit den Erwartungen des Lesers bricht, der in diesem Fall wohl ein aktiveres Verb erwartet hätte, unterstreicht erneut Monsieurs Passivität sowie fehlenden Ehrgeiz und Tatendrang. Pures Glück im Leben bedeutet für ihn nicht mehr als alleine und vollkommen entspannt auf einem Stuhl zu sitzen.

Die sogenannte *Krise der Männlichkeit* versteckt sich daher hinter einer ironischen Erzählweise, in der die Unsicherheiten des Protagonisten und das dadurch entstehende Schamgefühl für die Leserschaft diese zugleich parodieren. Hier kristallisiert sich zudem das Spannungsverhältnis zwischen Subjekt und hegemonialer Männlichkeit – oder auch generell zwischen Mann und Männlichkeit – heraus, da die Erzählinstanz durch diese ironischen Kommentare immer wieder darauf hinweist, dass Monsieur daran scheitert, ein *echter* Mann zu sein, während dieser nicht sonderlich über seine eigene Männlichkeit zu reflektieren scheint. Zu beachten ist jedoch auch, dass es sich um eine heterodiegetische Erzählinstanz handelt, über den der Leser keine weiteren Informationen erhalten. Es mag zwar aus rezeptionsästhetischer Sicht nahe liegen, sich einen Mann als Erzählinstanz vorzustellen, aber auf textueller Ebene gibt es keine Hinweise hierfür, weswegen der Erzählinstanz dementsprechend auch kein Geschlecht zugeordnet werden kann (cf. Alrath/Gaby

2004: 150). Sie repräsentiert hierdurch die Gesellschaft und deren heteronormativen Vorstellungen von *idealer* Männlichkeit, welche bei beiden Geschlechtern vorherrschen. Die Erzählinstanz wird somit auch zu einem Komplizen, im Sinne von Connell, die hegemoniale Männlichkeit reproduziert und einfordert.

4.2 Monsieurs Freundschaften

Sein mangelnder Tatendrang und seine Lebensunfähigkeit werden auch in seinem Privatleben mehr als deutlich, auch hier findet sich eine ironisch distanzierte und kommentierte Betrachtung von Repräsentationen hegemonialer Männlichkeiten wieder. Dies zeigt sich direkt am Anfang des Romans, wenn Monsieurs wöchentliches Fußballtraining beschrieben wird:

Monsieur, un soir par semaine, pratiquait le football en salle, à l'économie, dans un gymnase polyvalent. Dans les vestiaires, il se tenait à l'écart du groupe. Il se changeait en prenant son temps. Il avait un très bel équipement, maillot rouge, bermuda en toile, chaussures de tennis à double semelle (Toussaint 1986: 14).

Zu beachten ist hier erneut, wie sich Monsieur in seine selbst gewählte Einsamkeit zurückzieht, aber dies an dieser Stelle in einem literarischen Raum geschieht, der stark männlich konnotiert ist, nämlich der Umkleidekabine. Statt sich hier mit seinen Teamkollegen auszutauschen, steht Monsieur abseits von ihnen. Die Erzählinstanz konzentriert sich auf die Beschreibung seiner schönen Sportkleidung, wodurch erneut eine ironische Situation entsteht, die stark an die soeben beschriebene Szene im Büro erinnert. Die Figur wird somit auf seine Kleidung reduziert.

Seine Position auf dem Fußballfeld unterstreicht erneut seine passive Haltung, er ist Verteidiger und spielt auch nicht mit sonderlich viel Engagement («à l'économie»). Sein Spielverhalten spiegelt erneut seinen Charakter und auch seine Beziehung zu hegemonialer Männlichkeit wider:

Pendant le match, chaque fois qu'advenait un corner, Monsieur, qui jouait défenseur, remontait le terrain et, se plaçant en embuscade en face des buts adverses, se détendait pour intercepter le ballon de la tête. Allez, grand, retourne à l'arrière, disait l'entraîneur, un ancien miraculé du sport. Monsieur, haussant

les épaules, regagnait sa place en petites foulées, tout en gardant un œil sur le terrain (ibid.: 14-15).

Die hegemoniale Männlichkeit manifestiert sich hier in der Figur des Trainers, der aufgrund seines Status als *Sportass* der hegemonialen Männlichkeit weitaus mehr entspricht als Monsieur, weswegen er sich in dieser Szene auch über diesen stellt und ihm nicht nur aufgrund seiner Position Befehle erteilt. Monsieur scheint hingegen kurz zu versuchen, der hegemonialen Männlichkeit zu entsprechen, denn er sprintet zum Tor, um ein Tor zu schießen. Er wird also erstaunlich aktiv, doch am Tor selbst zeigt er wiederum wenig Engagement. Die Anweisungen seines Trainers – eine Personalisierung von hegemonialer Männlichkeit und somit auch der heteronormativen Gesellschaft – nimmt er mit einem einfachen Schulterzucken wahr. Erneut wird nur anhand der Darstellung von Monsieurs Gestik das Geschehen beschrieben und es liegt keine Innensicht in seinen Charakter vor. Sein Schulterzucken impliziert deutlich, dass er sich nicht weiter für seinen Trainer und somit der hegemonialen Männlichkeit zu interessieren scheint und kehrt auf seine ursprüngliche Position auf dem Spielfeld zurück, ohne gegen diese Hegemonie zu rebellieren. Der drohenden Auseinandersetzung weicht er einfach aus.

Am Beginn des Romans zieht Monsieur, nach einer kleineren Auseinandersetzung mit einem anderen Mann, bei der er sich verletzt, zu seiner noch minderjährigen Freundin und deren Eltern. In deren Haushalt fühlt er sich so wohl, dass er selbst nach der Trennung von seiner Freundin dort, zum Missfallen der Eltern, wohnen bleibt: «Le matin, lorsque après sa douche, il venait prendre le petit déjeuner avec eux en peignoir de bain, ils ne manquaient jamais de s'inquiéter de l'état de ses recherches [...]» (ibid.: 31). Monsieurs unangemessenes Verhalten kann durchaus als Sehnsucht nach einer eigenen Familie und dem traditionell bürgerlichen Aufbau dieser gedeutet werden, da er sich in dieser Wertegemeinschaft sehr wohlfühlen scheint und sie daher nicht verlassen will. Die Erzählinstanz bezeichnet Monsieur an einer Stelle gar als «une image du gendre idéal» (Toussaint 1986: 30), was jedoch erneut ironisch formuliert wird. In dieser Episode kann sehr deutlich gesehen werden, wie Monsieur auch das von der hegemonialen Männlichkeit etablierte Bild einer traditionellen Familie nicht erreichen kann beziehungsweise es ihm nicht

gelingt, Teil einer solchen zu werden oder eine solche mit seiner Freundin zu gründen.

Über die Gründe hierfür reflektiert er erneut nicht, denn er versteht nicht einmal, warum seine Freundin ihn verlassen hat, noch scheint ihn dies emotional sonderlich zu kümmern: «Monsieur, à vrai dire, aurait été bien incapable de dire pourquoi sa fiancée et lui avaient rompu. Il avait assez mal suivi l'affaire, en fait, se souvenant seulement que le nombre de choses qui lui avaient été reprochées lui avait paru considérable» (ibid.: 30). Von einem verantwortungsbewussten zukünftigen Familienvater ist Monsieur weit entfernt, denn erneut vermeidet er es, Verantwortung zu übernehmen oder Gefühle zu entwickeln, wodurch er auch seine Beziehungen zu einem Ausweichmanöver hinsichtlich der gesellschaftlichen Norm gegenüber werden. Obgleich er sich in den soziokulturellen Normen Familie und Beziehung wohlfühlen scheint, zieht er sich auch aus diesen zurück. Es ist die Mutter seiner ehemaligen Freundin, die ihm schließlich eine neue Wohnung sucht: «[...] et ce fut même Mme Parrain, vraiment très gentiment, qui, prenant un jour les choses en main, finit par lui trouver un trois-pièces dans le quartier» (ibid.: 32).

In seiner neuen Wohnung kommt er jedoch nicht zur Ruhe, denn er trifft auf seinen Nachbarn Kaltz, einen Mineralogen, der beschlossen hat, dass er viel mit Monsieur unternehmen will und sie beide gemeinsam ein Buch veröffentlichen werden. Monsieur Aufgabe besteht vor allem darin, Kaltz' Ausführungen an jedem Wochenende abzutippen, die dieser ihm diktiert. Obwohl Monsieur davon nicht begeistert ist, gelingt es ihm nicht, sich seinem Nachbarn zu verwehren: «Monsieur ne savait rien refuser» (ibid.: 36). Auch hier ist wieder eine feine Ironie wahrzunehmen, die im Folgenden noch weiter verstärkt wird:

A partir de ces quelques données fondamentales, il est maintenant nécessaire de revenir à la symétrie d'orientation du cristal qui, étant celle que l'on peut déduire à l'échelle de la maille, est également celle d'une figure formée par l'ensemble des demi-droites issues d'un même point arbitraire qui sont parallèles aux directions suivant lesquelles une propriété donnée du milieu identique, ceci se vérifiant pour toutes les propriétés, la symétrie du milieu étant la symétrie commune à toutes les propriétés (ibid.: 65).

Indem der heterodiegetische Erzähler nur das Diktierte wiedergibt, scheint Monsieur zu verschwinden oder sich gar in diesem aufzulösen, denn er tritt als literarischer Charakter nicht mehr in Erscheinung, sondern ergibt sich dem

Diktierten. Bemerkenswert ist außerdem, dass durch diese Darstellungsweise auch der Eindruck entsteht, dass Kaltz und die Erzählinstanz im Sinne Connells zu Komplizen werden. Es handelt sich um eine der wenigen Stellen, an denen die Erzählinstanz sich nicht auf den ansonsten omnipräsenten Monsieur konzentriert, sondern nur auf Kaltz' wissenschaftliche Abhandlungen. Für Monsieur wird das Abtippen solcher Sätze schnell zum unumgänglichen Alltag, der letztlich darin endet, dass sich beide selbst während eines Wochenendtrips im Pariser Umland in einem Zimmer einschließen, um dort weiterzuarbeiten (cf. *ibid.*: 65). Monsieur gelingt es nicht, ein klärendes Gespräch mit Kaltz zu führen, um aus dieser Situation zu entfliehen.

Der Humor beziehungsweise die Situation entsteht jedoch gerade, weil sich Monsieur für einen anderen Weg entscheidet, der gemäß heteronormativen Vorstellungen als abweichend bezeichnet werden kann. Er geht das Problem nicht offensiv an, sondern weicht diesem erneut aus. Seine Lebensunfähigkeit ist dabei einer der entscheidenden Auslöser des Humors, ebenso wie seine fast schon bizarre Beziehung zu Kaltz, dessen Darstellung über einen großen parodistischen Charakter verfügt. Die Szenen mit Kaltz sind stark von Situationskomik bestimmt, welche vor allem durch die unbeholfenen sozialen Interaktionen zwischen diesem ungleichen Duo entstehen. Diese Situationskomik unterstreicht den parodistischen Charakter des Romans, denn es werden dem Leser zwei alltagsuntaugliche Männerfiguren gezeigt, denen kein rechter Umgang miteinander gelingt. Monsieur kann Kaltz nicht widersprechen, Kaltz versteht jedoch auch nicht die Dreistigkeit seiner Anfrage. Es entsteht zudem keine *Männerfreundschaft* zwischen den beiden, sondern eine fast schon bizarre Zweckgemeinschaft, von der der Erzähler immer mit einer feinen Ironie und der für den Minimalismus typischen Distanz berichtet. Das Fehlen einer wirklichen freundschaftlichen Beziehung zeigt zudem ein weiteres *Scheitern* des Mannes Monsieur, denn auch Freundschaften gelten als klassische soziale Form, in der Männlichkeit durch performative Akte zelebriert werden kann.⁶

⁶ Der Mythos der Männerfreundschaft ist ein klassischer Topos der abendländischen Tradition, wie ihn zum Beispiel Michel de Montaigne, aber auch Francis Bacon beschreiben, und weist eine lange Geschichte auf, von der Antike bis zu neueren Phänomenen, wie der sogenannten *Bromance*. Echte Freundschaft wird dieser Tradition folgend als *Männerfreundschaft* definiert, da man Frauen die Fähigkeit zu wahrer Freundschaft

Die Parodie von Männlichkeitsnormen zeigt sich jedoch vor allem darin, dass überhaupt ein Mann wie Kaltz, der den heteronormativen Vorstellungen von Männlichkeit noch weitaus weniger entspricht als Monsieur, diesen so sehr dominieren kann. Zudem wird durch das Zusammenspiel dieser beiden kriselnden Männerfiguren ein weiterer Aspekt von Butlers Konzept der *gender parody* sichtbar; und zwar die Erkenntnis, dass niemand das heteronormative Ideal gänzlich vollfüllen kann und es eigentlich auch keine *originale* Männlichkeit gibt. Durch das konstante Scheitern von Monsieur und Kaltz, entsteht nicht nur der für die Parodie entscheidende Humor, sondern es wird durch diesen auch die Existenz einer *idealen* oder ursprünglichen normativen Form von Männlichkeit in Frage gestellt.

Monsieur kann sein Problem mit Kaltz nicht lösen und kommt stattdessen auf einen pragmatischen Lösungsansatz, der jedoch eher einer Flucht gleicht: «Le plus sage apparut à Monsieur de déménager» (ibid.: 40). Doch auch an seinem neuen Wohnort – er wird Untermieter in der Wohnung einer Familie – kommt es zu ähnlichen Problemen, da er gezwungen wird, dem Sohn Nachhilfe zu geben, sodass er schließlich wieder in seine alte Wohnung zieht. Ihm bleibt letztendlich nichts anderes übrig, als Kaltz aus dem Weg zu gehen: «Pendant quelques jours, ensuite, Monsieur tâcha d'éviter Kaltz» (ibid.: 87). Das vermeintliche Scheitern der Performanz wird somit zu einem parodistischen Teufelskreis, in dem Monsieur immer wieder zum Scheitern verurteilt ist.

4.3 Monsieur und die Liebe

Monsieurs Alltagsunfähigkeit und der feine Humor des Romans zeigen sich wohl am besten am Ende, wenn der Leser in sein Liebesleben eingeführt wird. Während eines Abendessens bei gemeinsamen Bekannten lernt Monsieur Anna Bruckhardt kennen und die beiden verstehen sich auf Anhieb. Sie verbringen den Abend damit, sich gegenseitig Anekdoten zu erzählen und entfernen sich von den restlichen Gästen.

abspricht. Männerfreundschaften spielen daher für die jeweilige Männlichkeitskonfiguration eine entscheidende Rolle. Cf. weiterführend Kraß (2016).

Als sie allein auf dem Flur stehen, scheint es zur ersten Annäherung zwischen den beiden zu kommen:

Ils restèrent un instant dans le couloir, échangeant une dernière anecdote dans le noir, et puis ils se turent, ils se turent, ils se turent tout à fait, immobiles, se regardant avec tristesse dans les yeux, Monsieur adossé au mur, et elle en face de lui, une main sur son épaule.

Ce fut tout (ibid.: 96).

Auch in diesem Fall stammt die letzte Bemerkung erneut von der die hegemoniale Männlichkeit repräsentierenden Erzählinstanz, welche auf das Scheitern von Monsieur's Performanz hinweist und von diesem enttäuscht zu sein scheint. Die Parodierung entsteht auch hier durch einen klaren Bruch mit den Erwartungen der Leserschaft, welche anhand der Lenkung durch die Erzählinstanz nach diesem ersten direkten Körperkontakt wohl einen leidenschaftlicheren Ausgang des Abends angenommen hätte, wie es zum Beispiel in zahlreichen Hollywood-Filmen der Fall ist. Doch auch hier zeigt sich der parodistische Charakter dieses Werkes, denn Monsieur geht einen Weg, der nicht den heteronormativen Erwartungen beziehungsweise in diesem Fall auch dem Narrativ des Mannes als Verführer entspricht, wodurch die Parodie entsteht, da Monsieur's *gender performance* scheitert. Er ist eben kein Verführer wie Alain Delon, der die *französische* Verführungskunst perfekt beherrscht, sondern ein schüchterner Mann, dessen Taten nicht von großer Leidenschaft bestimmt werden. Ihm genügt es vorerst, Anekdoten auszutauschen.

Seine Hilflosigkeit gegenüber Frauen zeigt sich auch nach dem Ende der Abendgesellschaft, als er Anna Bruckhardt zum Taxistand begleitet:

[...] il se demandait, marchant à côté d'elle dans les rues désertes, s'il ne pourrait pas, au gré de la conversation, sortir une main de sa poche, considérer sa paume avec recul et, prolongeant éventuellement le mouvement, lui prendre le bras, négligemment, pour traverser la rue (Toussaint 1986: 98).

Trotz reiflicher Überlegung gelingt es Monsieur nicht, seinen Arm über ihre Schulter zu legen, da er keine Straße zum Überqueren findet (ibid.). Die interne Fokalisierung, die ansonsten kaum im Roman erscheint, verleiht Monsieur an dieser Stelle eine seltene emotionale Tiefe, in der deutlich wird, dass er sich wahrhaftig um Anna Bruckhardt zu bemühen scheint.

Beim ersten gemeinsamen Rendezvous wird das Scheitern des Männlichkeitsideals *Verführer* jedoch noch weiter *ad absurdum* geführt und es folgt die wohl amüsanteste Szene dieses kleinen Romans. Im Restaurant setzt sich Monsieur zuerst neben sie – und nicht ihr gegenüber – und fragt sie zu ihrer Verwunderung, ob es in Ordnung sei, wenn er Lachs bestellen würde (ibid.: 103). Als die Rechnung gebracht wird, kommt es zum Höhepunkt von Monsieurs Alltagsuntauglichkeit in Liebesdingen und zu seinem Scheitern als Verführer:

Au moment où on leur porta l'addition, Monsieur demanda à Anna Bruckhard si elle désirait qu'il l'invite ou si elle préférerait partager. [...] Après quelques instants de réflexion, Monsieur lui confia qu'il n'avait aucune idée de ce qu'il convenait de faire dans ces cas-là (Toussaint 1986: 107).

Doch auch hier findet Monsieur wieder eine pragmatische, eine alles andere als den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechende Lösung:

Finalemment, proposant de couper la poire en deux, Monsieur, ne s'en sortant pas, suggéra de diviser l'addition en quatre et de payer lui-même trois parts (c'est le plus simple, dit-il, d'une assez grande élégance mathématique en tout cas) (Toussaint 1986: 108).

Es gibt wohl kaum eine größere gesellschaftliche Konvention als die, dass der Mann, insbesondere beim ersten gemeinsamen Abendessen, die Rechnung bezahlt, statt dieser anhand einer Bruchrechnung zu teilen, wodurch natürlich große Komik entsteht.

Das Nicht-Einhalten dieser gesellschaftlichen Konvention stellt den parodistischen Moment dar, in dem der Protagonist nicht nur von gesellschaftlichen Erwartungen abweicht, sondern hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen dekontextualisiert werden, wodurch anhand der Parodie deutlich wird, dass es keine naturalistischen Gender-Identitäten gibt. Männlichkeit wird so zu einer brüchigen und nicht zwanghaften Kategorie, was sich in Monsieurs Verhalten widerspiegelt, welches unbewusst nicht denen als *Ideal* skizzierten Verhaltensweisen folgt. Stattdessen scheint Monsieur dieser postmodernen Welt hilflos ausgeliefert zu sein, was sehr charakteristisch für den Minimalismus ist, und versteckt diese Unsicherheit bezüglich des eigenen Mann-Seins hinter einer emotionalen Fassade.

5 Zusammenfassung

Wie gezeigt worden ist, widerspricht Monsieur den entscheidenden heteronormativen Merkmalen von hegemonialer Männlichkeit. Er ist kein ehrgeiziger und unternehmerischer Mann, der hart arbeitet und niemand, der sein Leben selbst in die Hand nimmt. Monsieur ist ganz sicherlich auch kein erfolgreicher und unwiderstehlicher Verführer. Als *echter* oder *richtiger* Mann scheint er daher gescheitert zu sein. Er repräsentiert hierdurch das Modell eines postmodernen Mannes, an dem die für die Postmoderne typische Dekonstruktion von vermeintlich eindeutig definierten Identitäten sichtbar wird.

Sein Abweichen vom heteronormativen Ideal manifestiert sich vor allem durch die Erzählinstanz, denn die ironischen Kommentare und die humorvoll distanzierten Beschreibungen von Monsieurs Alltag zeigen deutlich, dass Monsieurs *Defekte* als Mann deutlich werden und sich die Erzählinstanz an diesen amüsiert, was auch auf der Handlungsebene fortgeführt wird. Sein vermeintliches *Scheitern* als Mann wird hier nicht explizit thematisiert, denn Monsieur fällt keineswegs in eine Identitätskrise, die zu einer destruktiven Lebensweise führen könnte oder zu großen existentialistischen Fragestellungen über das Mann-Sein. Dies liegt vor allem auch daran, dass der Roman durch eine starke parodistische Schreibweise geprägt ist und eine humorvolle Betrachtung der Geschlechterfrage im Mittelpunkt steht. Hinsichtlich der Gender-Problematik leistet *Monsieur* noch einen weiteren Beitrag: Laut Birgit Acar verweist die Erzählung durch den Verzicht auf größere erzählerische Mittel und die Konzentration auf die Darstellung von Verhaltensformen ironisch darauf, dass literarische Texte auch keine Bedeutung haben können und so auch die Darstellbarkeit der Welt durch das Schreiben in Frage gestellt wird (2003: 62). Dies lässt sich auch auf die Frage nach der Darstellbarkeit von Männlichkeit übertragen, da durch die ironisch-minimalistische Schreibweise die Existenz eines allumfassenden Männlichkeitsideal oder gar einer ursprünglichen originalen Männlichkeit in Frage gestellt – wenn nicht sogar negiert – wird.

Am Ende des Romans ist Monsieurs Leben von einer gewissen Leichtigkeit des Seins geprägt und er scheint damit glücklich zu sein. Nach dem ersten gemeinsamen Abendessen laufen Monsieur und Anna Bruckhardt durch Paris

und es kommt endlich zum ersten Kuss, den natürlich sie initiiert: «Anna Bruckhardt lui toucha la joue, alors, doucement, l'embrassa dans la nuit. Hip, hop. Et voilà, ce ne fut pas plus difficile que ça» (Toussaint 1986: 111). Trotz seiner so offensichtlichen Alltagsuntauglichkeit kann das Leben für einen Mann wie Monsieur ganz unkompliziert sein, was von einem letzten Kommentar der Erzählinstanz unterstrichen wird, in dem deutlich wird, dass dieser sich darüber wundert, dass Monsieur so viel Erfolg im Leben hat: «La vie, pour Monsieur, un jeu d'enfant» (ibid.). Es stellt sich abschließend hier die Frage, ob nicht gerade durch das doch sehr positive Ende des Romans vielleicht auch eine neue Form von Männlichkeit eingeführt wird, die sich von hegemonialen Vorstellungen gelöst hat. In dieser steht nicht mehr das Ringen mit ohnehin unerreichbaren gesellschaftlichen Erwartungen im Mittelpunkt, sondern die Schönheit und Einfachheit des Lebens.

Bibliographie

- Acar, Birgit. 2003. «Ironie und Gestik – beispielhaft untersucht an Jean-Philippe Toussaints mustergültigem *Monsieur*». In: Schmidt, Mirko F. (ed.): *Entre parenthèses. Beiträge zum Werk von Jean-Philippe Toussaint*. Paderborn: Vigilia, 45-64.
- Alrath, Gaby; Surkamp, Carola. 2004. «Erzählerische Vermittlung, unzuverlässiges Erzählen, Multiperspektivität und Bewusstseinsdarstellung». In: Nünning, Ansgar; Nünning, Vera (edd.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: Metzler, 143-179.
- Asholt, Wolfgang. 1994. *Der französische Roman der 80er Jahre*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Badinter, Elisabeth. 1993. *XY. Die Identität des Mannes*. München: Piper.
- Brod, Harry. 1987. «Introductions: Themes and Theses of Men's Studies». In: Brod, Harry (ed.): *The Making of Masculinities: The New Men's Studies*. Boston: Unwin Hyman, 1-17.
- Butler, Judith. 1990. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Connell, Raewyn. 1995. *Masculinities*. Berkeley: University of California Press.
- Gilmore, David. 1991. *Manhood in the Making. Cultural Concepts of Masculinity*. New Haven: Yale University Press.
- Horlacher, Stefan. 2005. *Masculinites. Konzeptionen von Männlichkeit im Werk von Thomas Hardy and D.H. Lawrence*. Tübingen: Narr.
- Horlacher, Stefan; Jansen, Bettina; Schwandenbeck, Wieland (edd.). 2015. *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Kraß, Andreas. 2016. *Ein Herz und eine Seele: Geschichte der Männerfreundschaft*. Frankfurt: Fischer.
- Kauß, Anja. 2008. *Der diskrete Charme der Prokrastination: Aufschieben als literarisches Motiv und narrative Strategie (insbesondere im Werk von Jean-Philippe Toussaint)*. Frankfurt: M Press.
- Kucklick, Christopher. 2008. *Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie*. Frankfurt : Suhrkamp.
- Lindon, Jérôme. 1989. «Entretien avec Jean-Pierre Salgas». In: *La Quinzaine littéraire*. Vol. 532, 34-35.
- Motte, Warren. 1999. *Small worlds. Minimalism in Contemporary French Literature*. Lincoln: University of Nebraska Press.
- Rosen, David. 1993. *The Changing Fictions of Masculinity*. Chicago: University of Illinois Press.
- Schoots, Fieke. 1997. *Passer en douce à la douane. L'Écriture minimaliste de Minuit*. Amsterdam : Rodopi.
- Schuhen, Gregor. 2015. «Französische, italienische und spanische Literatur». In: Horlacher, Stefan; Jansen, Bettina; Schwandenbeck, Wieland (edd.): *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 318-331.
- Toussaint, Jean-Philippe. 1986. *Monsieur*. Paris: Minuit.

Würzbach, Natascha: «Raumdarstellung». In: Nünning, Ansgar; Nünning, Vera (edd.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: Metzler, 49-72.

Bernhard Haidacher (Innsbruck)

The concept of *confix* in German, French, and Italian – a comparative study¹

Despite some critical voices, in German linguistics the concept of *confix* can meanwhile be considered as an established morpheme category. Schmidt (1987) introduced the term into German to describe bound morphemes that are lexical, but not inflectable. Since the 2000s, an increasing number of publications deal with the phenomenon and the term has begun to enter linguistic reference works as well. In French, the situation is completely different due to the structure of the language (poor in compounds and mostly post-determinative). Although the term and the concept have originally been coined by the French structuralist André Martinet ([1961] 1980), the denomination itself is barely present in Romance linguistics. French researchers usually take different approaches to discuss the phenomenon (e.g., *neoclassical compounds*, *constructed lexemes*). In Italian, the denominations *confisso/confissazione* are first used by De Mauro (1999), who adopts both the term and concept directly from Martinet; moreover, they can be found in some contributions on word formation and lexicology (e.g., Adamo/Della Valle 2008). Nevertheless, the Italian terminology remains heterogeneous, with some researchers still using the terms *prefissoide/suffissoide* coined by Migliorini (1963). As I will show by comparing the languages in question, the terminology and the concept of *confixes* vary greatly between Romance and Germanic languages.

Keywords: *Morphology; confixes; word-formation; theoretical and contrastive linguistics; German/French/Italian;*

1 Introduction

Nowadays, linguistic elements such as *bio-*, *hydro-*, *agro-* or *biblio-* are not only essential components of the terminology of special languages, but are also integrated into words used in everyday language. These foreign morphemes are used to form neologisms, and mostly come from classical languages (Latin or Greek), where they were originally words. They have attracted the attention of

¹ I am indebted to the FWF for funding the current project (P33273-GBL) from which this study has benefited.

linguists working on German, French, and Italian as well, and are mostly treated in the realm of foreign word-formation (e.g., Dal/Amiot 2008; Villoing 2012; Amiot 2020).

Especially in Romance languages, there is an abundance of different names for the elements in question: e.g., *formants*, *formant elements*, *combining forms*, *affixoids*, *suffixoids*, *prefixoids*, etc. Meanwhile, in German philology, the term *Konfix* for such bound elements is well established and is a fixture of traditional grammar, even if the discussion surrounding the phenomenon is not unanimous (e.g., Eins 2008; Donalies 2009).

In recent years, alongside the prototypical, i.e. *langue*-based approach to the subject, there are also other, *parole*-based angles from which to treat the phenomenon (e.g., Michel 2009 or Elsen/Michel 2007) in order to account also for marginal (non-prototypical) cases of related morphemes.

This article provides an overview of what is currently known about confixes in German, French, and Italian linguistics and compares the different theoretical approaches. This comparison will show that the broadly developed German concept of *Konfix* could also be applied to Romance languages to the benefit of linguistic description and theory.

2 The notion of confix in German

2.1 The linguistic theory behind the phenomenon

The philologist Günter Dietrich Schmidt introduced the term *Konfix* to German linguistics in 1987 to describe bound morphemes that are lexical, but not inflectable. In Schmidt's approach, confixes are special cases of *Kombineme* (confixes and affixes), namely *Stammkombineme*, and he uses this model to differentiate bound morphemes from affixes according to the criteria

*Basisfähigkeit*² and/or *Kompositionsgliedfähigkeit*³ (cf. Schmidt 1987: 50). In German philology, meanwhile, numerous publications have addressed the concept of *confix(es)* (cf. Donalies 2000, 2005, 2009; Elsen 2005, 2013a, 2013b; Michel 2009; Müller 2015a, 2015b; Müller et al. 2015) and the term is adopted in German reference works (e.g., Metzler Lexikon Sprache 2016) as well. Thus, it can be said that the morpheme category is established in German linguistic research: «Bereits nach ungefähr zwölf Jahren war die Kategorie demnach in der deutschen Forschung anerkannt [...]» (Gehlen 2016: 4-5; ‘The [morpheme] category was accepted in German philology after just approximately twelve years [...]’). However, the discussion of the phenomenon in German linguistics is not unanimous, and there are also critical voices (cf. Eins 2008, 2015⁴; Donalies 2009; Gehlen 2016). One frequently criticized issue is that even generally accepted defining criteria are assessed differently for prototypical examples of the morpheme category *confix*, and the dividing line between them and word-forming elements with similar functions has been blurred until now.

According to Michel (2009: 97), starting from a *langue*-based concept⁵ of prototypical confixes within the framework of traditional grammar, the characteristics *Gebundenheit*, *lexikalisch-begriffliche Bedeutung*, *Wortartvariabilität*, *freies Vorkommen in anderen Sprach(stufen)*, *topologische Variabilität*, and *potentielle Produktivität*⁶ can generally be regarded as representative of the class.

² Literally translated, the criterion *Basisfähigkeit* refers to a morpheme’s ‘ability to function as a base’, i.e. to function as a word stem and to form derivatives when combined with affixes.

³ Meanwhile, *Kompositionsgliedfähigkeit* describes the ‘ability [of the bound morphemes in question] to function as an element of a compound’.

⁴ Eins (2008, 2015) proposes to renounce the term, because in his view it is obsolete.

⁵ In addition, he describes a *parole*-based view of the morpheme class, which focuses on the dynamic aspect(s) of the language and also takes into consideration non-prototypical representatives.

⁶ *Gebundenheit* literally means ‘being bound’ in contrast to being a free morpheme. *Lexikalisch-begriffliche Bedeutung* means ‘lexical-conceptual meaning’. Having concrete meaning differentiates (prototypically) confixes from affixes.

Wortartvariabilität refers to their ability to form words belonging to different word classes. *Freies Vorkommen in anderen Sprach(stufen)* refers to their ‘occurrence as free words in other languages or at other language levels’.

Topologische Variabilität ‘topological versatility’ refers to the ability of a number of confixes of taking different positions (initial or final) within the words they are part of.

2.2 Differentiation between confixes and other word-formation units

The criteria of the morpheme class described above allow us to differentiate it from similar phenomena. Table 1 exhibits the differences between (the) various elements of word formation.

Criteria \ Item	Word	Short word	Affix	Affixoid	Unical item	Confix
Being bound	-	-/(+)	+	+	+	+/(-)
Ability to function as a base	+	+	-	+/-	-	+
Lexical-conceptual meaning	+	+	-	+/-	-	+
Topological versatility	+	+	-	-	-	+/-
Variability of word class	+	+	-	+/-	-	+
Potential creativity	+	+	+/-	+	-	+

Tab. 1: The differences between confixes and other word-formation units (Michel 2009: 97).

2.3 Confixes vs. combining forms

Hilke Elsen (2005: 134-138), another German researcher dealing with confixes, presents a flexible set of criteria for defining them and for differentiating the respective morpheme class from similar ones (e.g., *affixes*, *affixoids* and *combining forms*). Her merit consists in the observation that confixes and combining forms, although similar, are not identical and thus are to be distinguished from each other: «Hier sei betont, dass ‘combining form’ und Konfix auseinanderzuhalten sind, auch wenn sie über eine große Menge gemeinsamer Elemente [scil. Charakteristika] verfügen» (Elsen 2013a: 91, ‘In this context, it is necessary to stress that the terms ‘combining form’ and ‘Konfix’ must be

Potentielle Produktivität denotes their ‘potential productivity’, i.e. the fact that they may form neologisms.

differentiated from one another even though they have many elements [i.e. characteristics] in common’).

In table 2, I summarize the most important divergences between confixes and combining forms according to Elsen (2013b: 30):

Characteristic	Combining form	Confix
Lexical?	Yes	Yes
Productive?	Yes	Yes
Bound?	No, not necessarily	Yes, constituting
Stem/Base morpheme?	No, not necessarily	Yes, constituting
Suffigable?	No, must not	Yes, can

Tab. 2: Confixes versus combining forms – characteristic feature(s).

2.4 Critical voices on the subject of confixes in German philology

Although the term and the concept of *confix* have become established elements of German grammar, some scholars are nevertheless critical or outright dismissive with regard to this morpheme category. Eins (2015: 65-90), for example, recommends in his article «Alter Wein in neuen Schläuchen? Zum Konfix» discarding the category of confix and is convinced that: «Das Konfix selbst ist als Morphemkategorie obsolet» (ibid.: 87, ‘The confix itself is an obsolete morpheme category’). The word-formation process of recomposing, in contrast, is of some interest to him (cf. id.). Another German linguist, Elke Donalies, who more or less supports the concept of confix, provocatively states the following: «Vielleicht verabschieden wir uns [...] vom Terminus Konfix zu lat. ‘configere’ ‘aneinander heften’ und finden etwas Sprechenderes» (2009: 60, ‘Perhaps we should bid [...] the term confix, which comes from the Latin ‘configere’ meaning ‘to stick together’, farewell and find a more telling name’).

2.5 The state of the art in German philology

In recent years, in addition to the traditional definition of confixes, a *parole*-based approach, as advocated by Michel (2009), has emerged and is gaining in popularity. This alternative viewpoint takes into account not just the prototypical representatives of the class, which share all its characteristics, but also elements to which not all definition criteria apply. This way of proceeding permits to consider also *un-prototypical* elements, which are at the transition to adjacent word-units. For Michel this dynamic way of interpreting is necessary to have a flexible *definition-raster*, which covers the full continuum of prototypical and un-prototypical representatives of the morpheme category (cf. 2009: 123-133). The formation patterns of confixes in German linguistics are generally relegated to the realm of borrowed and foreign word-formation.

However, scant attention is paid to neoclassical compounding, because German is a language rich in compounds, and with regard to neoclassical compounds there is no inversion of word-order compared to native compounds. Peter Otto Müller (2015a), a researcher in the field of foreign word-formation in German, describes the following formation models of ‘confix-constructed words’ on the basis of a broader concept of the phenomenon: according to him, complex words formed by ‘confix + lexeme’, ‘lexeme + confix’, or ‘confix + confix’ are compounds, while he regards lexemes formed by ‘confix + suffix’ as derivative(s) (cf. 2015a: 1623-1624).

3 The term and concept in French linguistics

3.1 Different linguistic structure

First of all, it can be stated that the various word-formation processes do not have the same importance in Romance languages as they do in Germanic languages. In contrast to German, the French language, for example – as is generally true of the Romance languages – is not rich in compounds and is characterized by its post-determinative formations. This structural difference leads French linguists to take a different scholarly approach to the phenomenon

than their German-speaking colleagues. Therefore, although the term *confix* is known in French linguistics, it is rarely used.

3.2 André Martinet and the characteristics of the term in his definition

The French structuralist André Martinet is generally seen as the originator of the concept of *confix*, which he introduced and elaborated in his work *Grammaire fonctionnelle du français* (1979). However, the terms *confixe* and *confixation* themselves have already been mentioned by him some years before:

On a là une situation linguistique particulière qui ne s'identifie ni avec la composition proprement dite, ni, de façon générale, avec la dérivation qui suppose la composition d'éléments de statut différent. On peut parler ici de *confixation*, chacun des éléments d'un syntème comme *thermostat* étant désigné comme un *confixe*. (Martinet [1961] ³1980: 135).⁷

Martinet's studies regarding confixes focus on «compounds» formed by two classical morphemes belonging to the same language (e.g., *philosophe*, *psychologue*, etc.).⁸ He names this pattern of word-formation *confixation* (cf. 1979: 20). In his subsequent work entitled *Syntaxe Générale* (1985: 35), he observes combinations of bound and free morphemes (hybrid formations), whereby the elements in question are borrowed from different languages and not just from Greek or Latin. According to Martinet's definition of *confixes*, the following criteria are of particular relevance: the elements in question come mostly from Greek or Latin, the compounds are right-headed⁹, the presence of a linking vowel is given (-*o*- for Greek and -*i*- for Latin) and the bound morphemes can take a variable position (initial, final or both) in a given word. However, already at that

⁷ 'This is a particular linguistic situation which can neither be identified as a composition proper nor, in a general way, as a derivation which implies being composed of elements of varying status. One might use the term *confixation*, given that each of the elements of syntemes like *thermostat* are labelled *confixes*.'

⁸ «En principe ne devraient être associés que deux éléments grecs ou deux éléments latins: *polyglotte*, mais *plurilingue*.» (Martinet 1979: 244, 'In principle, only two Greek or two Latin elements should be combined with each other: either *polyglot* or *multilingual*').

⁹ Compounds in Romance languages are usually left-headed.

time the French linguist recognizes the importance of this word-formation process for neology and lexicology (cf. Martinet 1979: 244).

To sum up, the merit of Martinet is not that of having ‘created two new terms’, but of having identified and introduced a new concept. He noticed that there were some linguistic elements which had not yet been categorized until then and are difficult to analyze with traditional methods. For these reasons, he hypothesized an own morpheme category and a corresponding word-formation process.

3.3 Rostislav Kocourek

Subsequently, the term *confix* is taken up by the Czech-Canadian terminologist Rostislav Kocourek in his work *La langue française de la technique et de la science* ([1982] 21991). The alternative name *formation savante*, which he uses likewise (cf. 1982: 108), has been the common term in French linguistics up to the present. But this denomination does not refer to all language registers. In addition, Kocourek discusses difficulties in distinguishing *confixation* from *affixation* and that neither the term *interfixation* nor *formation savante* accurately describe the phenomenon in question (cf. 1991: 127). He has difficulty categorizing not just the word-formation process, but also the bound elements themselves, because he does not see clear distinguishing characteristics between *affixes* and *confixes*. One distinctive feature is that affixes cannot combine with each other, while confixes can (e.g., *hydrophile* or *hydrophyte*). The terminologist therefore also uses the general term *formants* to avoid further problems in specifying the bound morphemes in question. However, this denomination (*formant(s)*) is a hypernym, which includes various linguistic elements from different grammatical classes (e.g., *endings*, *affixes*, *confixes* or *particles*) (cf. id.).

3.4 Interfixes and interfixation in the grammar of Michel Arrivé, Françoise Gadet and Michel Galmiche

In their work *Grammaire d'aujourd'hui* (1986), the French linguists Michel Arrivé, Françoise Gadet and Michel Galmiche introduce the class of *interfixes* and the corresponding word formation pattern which they call *interfixation*. Not only do they use different names for the morpheme category in question – their methodical procedure is also distinct from that of other scholars (cf. Arrivé/Gadet/Galmiche 1986: 340).

The authors (1986) focus on the word-formation process of *interfixation*, whereby they coined the term. In their further discussions, they emphasize the Latin or Greek origin of *interfixes* and these languages' linking vowels (-i or -o). Moreover, they observe the inverted word order of the complex words built by interfixation and describe their etymological homogeneity. They also outline hybrid formations that contain etymological elements of both Greek and Latin, e.g., *sociologie*. Then they mention pair formations, first in the Latin form, and then in the Greek one, e.g., *plurilingue* and *polyglotte* (cf. *ibid.*: 340-341). Finally, their remarks on *interfix-formations* with English elements are not very clear. However, the authors subdivide the group of *interfixes* with regard to their position in the complex word (e.g., initial, final or variable), but some of their classifications do appear to be flawed. For example, for them, the suffix *-ide* is a(n) interfix in «position finale» (*ibid.*: 341).

3.5 Confixes and confixation in current French research (grammatical theory)

3.5.1 Neoclassical compounding

The French researchers Georgette Dal and Dany Amiot (2008: 1-5)¹⁰ deal with the phenomenon within the framework of neoclassical composition and name the bound morphemes in question *constituants néoclassiques*¹¹. In their analyses,

¹⁰ I refer to a PDF version diverging in page numbering (1-18).

¹¹ ECNC = Éléments de construction néoclassiques (Dal/Amiot 2008: 5, 'neoclassical building elements').

they describe two types of compounding: *la composition populaire* and *la composition néoclassique*, whereby French neoclassical compounds are characterized by at least one neoclassical constituent and are right-headed (word order YX). The neoclassical constituent, as it is called, corresponds basically to the German concept of the *confix* (cf. *id.*). To designate the neoclassical constituents, Dal/Amiot list different names: *formants*, *éléments de formation*, *combining forms*, *quasi-morphèmes*, *affixoïdes*, *confixes*, *pseudo-affixes*, *semi-mots*, *sous-mots*, etc. (cf. *ibid.*: 3). Regarding this type of not ordinary composition another name that they use is *composition savante*. Hereby, the attribute *savant* ‘learned’, which is often used in French articles dealing with this topic, can be differently interpreted: on the one hand it may refer to the word order (neoclassical word order), on the other hand it marks the Latin-Greek origin of the elements. Additionally, *savant* indicates the learned language users and the academic fields of knowledge in which the complex words were originally employed (cf. *ibid.*: 4).

Apart from neoclassical compounds, they discuss *constructed words* in *Yculture*, in *Yforme*, and in *Ythérapie* with the following characteristics: (neoclassical) word order YX and a linking vowel (cf. *ibid.*: 4-10). Complex words – formed according to this pattern (placeholder Y (= variable = determinans) + invariable right-constituent X (= determinatum)) – have a final neoclassical element and enter in the construction of large series of lexemes. In their comments the variable Y is not specified, and the focus lies on the right-headed constituents of the complex words. Overall, the two authors concentrate their studies on the formation process of the complex words, while the word formation units are not of central interest. In her recent research on the phenomenon, Amiot (2020: 1900-1901) introduces the term *combining forms* for the neoclassical constituents and differentiates them from affixes. Additionally, she deals with the semantics of *confixes* (e.g., double forms: one Greek morpheme and the other from Latin). Finally, she mentions their ability to form derivatives (e.g., *hydrique*).

3.5.2 The constructed lexeme (in the realm of constructional morphology)

Marine Lasserre and Fabio Montermini, two other French researchers dealing with NCs (*neoclassical compounds*), have adopted the abstract approach of constructional morphology for their studies (cf. Lasserre/Montermini 2014a). At the beginning of their analyses, they deplore the absence of a satisfactory taxonomy of neoclassical elements in current research and criticize their heterogeneous status in French dictionaries. Up to the present, these morphemes do not receive a unified treatment in French lexicography, in particular concerning their status and their name(s): Are they lexemes, affixes, or another category? (cf. *ibid.*: 1797).¹² Using the example of *-logie*, they show that this morpheme is called an *élément formant* dans le *TLFi*, while it is referred to as an *élément entrant dans la composition* and as a *suffixe* in the *Grand Robert*. (cf. *id.*). Mostly, the bound morphemes in question are qualified as *formants* or *formant elements*; these are generic denominations which are applicable to a wide range of different linguistic elements. Moreover, they observe – like other linguists – that today NCs are not necessarily linked to a savant subject and focus on their massive presence in everyday language. In this context, they show the high frequency of *-cide* and *-phobe* in a Google-based corpus (cf. *ibid.*: 1798). They remember that the word order YX (neoclassical word order) is not unique to neoclassical compounding, but one can find it also in other complex lexemes, where at least one constituent has no syntactic realization in French (cf. *ibid.*: 1800). In the next step of their analyses, they divide neoclassical compounds into different subtypes according to the recurrent final constituent, whereby they concentrate on formations in *Xthérapie* and in *Xcratie* (cf. *ibid.*: 1800-1801).

¹² In the meantime, in French many authors differentiate between *confixes* and *affixes*: «Cependant, même s’il existe des cas ambigus [...], il existe aussi des cas clairs où les différences entre les deux types de forme sont bien marquées [...]» (Amiot 2020: 1900, ‘However, even if there are ambiguous cases [...], there are also clear cases where the differences between the two types of form are marked clearly [...]’). I do not completely agree with the differentiation criteria mentioned by Amiot. Firstly, the distinguishing feature of the topological versatility (in contrast to affixes) does not apply to all confixes. Secondly, the semantic vs. grammatical distinction (confixes vs. affixes) is not always marked as prototypical, but Amiot (2020) implies this by referring to the earlier word status of confixes.

Regarding semantics, they notice that the interpretation of the meaning of the complex words can sometimes differ from the single constituents and depends on a variety of factors: «D'un point de vue sémantique, des lexèmes formés avec le même élément final non autonome peuvent recevoir plusieurs interprétations différentes, avec une gamme de sens pour chaque type de composé qui ne sont pas forcément liées synchroniquement.» (ibid.: 1801).¹³ On this occasion, their observations on double forms (e.g., *-forme* vs. *-morphique*) are of particular interest, because the Latin and Greek morphemes are in direct competition (cf. ibid.: 1802). This is an aspect that I also follow in my research, because the concept of *water* has at the same time one Latin (*aqua-*) and one Greek realization (*hydro-*).¹⁴ In this regard, I am convinced that there are semantic and distributional differences between the two forms, because usually only partially synonymous elements do continue existing over the time.

According to Lasserre/Montermini, differentiation criteria between neoclassical elements and other morphological-constructional units can be found in distributional, semantic, and formal aspects. With regard to the *potential* topological versatility of confixes, the authors observe their specialization on a fixed position in new formations. At the same time, they point out that the exclusive distributional interpretation of diverging semantics of isomorphic elements neglects the context, historical-linguistic factors or the influence of the meaning of the other constituents. To differentiate the group of neoclassical elements from affixes, they refer to the dichotomy *lexical* vs. *grammatical*. Concerning formal criteria, they assign *grosso modo* the linking vowel to the first element of the complex lexeme(s) (cf. ibid.: 1803-1806).

To sum up, it should be noted that Lasserre/Montermini (2014a) deal with the phenomenon in a strictly synchronous manner within the abstract schema of constructional morphology, in which there are no specific categories (e.g., *confixes*, *affixoids*, etc.). I am therefore convinced that their constructional approach has not been appropriated in traditional grammar and is not helpful for specifying the elements in question. However, the observations of the two

¹³ From a semantic point of view, lexemes formed with the same non-autonomous final element can be interpreted in several different ways, with a range of meanings for each type of compound which are not necessarily linked synchronously.

¹⁴ In the GGHF, Amiot (2020: 1901) considers this aspect, but calls the two confixes in question «radicaux supplétifs» 'suppletive roots'.

scholars, particularly regarding semantics, are of major interest, whereby they explore this aspect in depth in their paper «How is the meaning of complex lexemes constructed?»:

Rather, we claim that, from a semantic point of view, a word formation process does not consist primarily of the combination of two or more discrete units (e.g., a base and an affix) but of the inclusion of a new lexeme into a lexical network to which other constructed words by the same pattern also belong (Lasserre/Montermini 2014b: 157).

4 The morpheme category in Italian

4.1 The introduction of the term by Tullio De Mauro

For Italian the morpheme category *confix* was directly adopted from André Martinet by Tullio De Mauro in his lexicographical reference work GRADIT:

confisso [...] morfo isolabile in parole composte, spec. come primo o ultimo elemento (ad es. *radio-* e *-fonia* in *radiofonia*, *tele-* in *televisione*), dotato di un autonomo significato lessicale, spesso capace di apparire come parola libera (ad es., in it., *radio* per ‘apparecchio radiofonico’ [radiofonia], *tele* per ‘televisione’) e per lo più di origine greca o latina DER. Confissazione SIN. ipon. prefissoide, suffissoide [...] (1999: s.v. *confisso*).¹⁵

Because of the authority of this well-known dictionary, the terms *confisso/confissazione*¹⁶ and the concept of the French linguist André Martinet entered into Italian language and lexicography. Nevertheless, even De Mauro remembers the terms *prefissoide* and *suffissoide* – as coined by the Italian linguist

¹⁵ ‘**confix** [...] can isolable morph in a compound word, especially as first or last element (e.g., *radio-* and *-fonia* in *radiofonia* ‘radiophony’, *tele-* in *televisione* ‘television’), has an independent lexical meaning, is often capable of standing for itself as a free word (e.g., in it., *radio* for ‘apparecchio radiofonico’ ‘radio set’ [radiophony], *tele* for ‘televisione’ [television]), usually of Greek or Latin origin DER. Confixation SIN. hypon. prefixoid, suffixoid [...] (1999: s.v. *confix*)’

¹⁶ «confissazione [...] formazione di parole mediante confissi.» (GRADIT 1999: s.v. *confissazione*, ‘confixation [...] formation of words using confixes’). Additionally, it is interesting that De Mauro takes the term *confisso* from Martinet’s work *Sintassi generale* (1988) (cf. id.) and not from Martinet’s standard reference work *Grammaire fonctionnelle du français* (1979), where the concept is treated in detail.

Bruno Migliorini – and sees them as synonyms for the bound morphemes in question. His defining criteria for the category of confixes are clear: they are (bound) morphemes, have a lexical-conceptual meaning, and are characterized by distributional particularities. However, in contrast to De Mauro, I don't think that confixes often appear as *free words*: It is important to bear in mind that the examples given by him are real words, built by the word-formation process of shortening. Thus, they are only isomorphic and homophonic to the corresponding confixes, which remain bound morphemes.

4.2 The *confisso* in the lexicographical work of Giovanni Adamo and Valeria Della Valle

Subsequently, the two Italian dictionaryists, Giovanni Adamo and Valeria Della Valle (2008), adopted the designations (and the concept) *confissi/confissazione* for their lexicographical work following the French model (cf. Adamo/Della Valle 2008: XXIX). However, they integrate the bound elements exclusively in the framework of neoclassical compounding and underline their significant role for neology (cf. *ibid.*: XX). In their classification of the morpheme category, they subdivide confixes on the basis of formal criteria (e.g., monosyllabic, disyllabic or trisyllabic) and distinguish classical from *modern* elements. In addition, they differentiate these morphemes according to their position in the word (initial or final) (cf. *ibid.*: XXIX-XXX). But their descriptions contain terminological inconsistencies and are at times ambiguous. For example, they also use other names for these (bound) morphemes: *elementi formanti* or *formativi*, *spezzoni di parole*, *suffissoidi* and *prefissoidi*, *semiparola* o *stem* (cf. *ibid.*: XXIX). The ambivalence is evident, when they name the word-formation process of *agroambiente* confixation, but at the same time they still have access to the terminology of Migliorini (1935)¹⁷ by denoting the confix *agro-* a *prefissoide*, and

¹⁷ «Nel 1935 Bruno Migliorini li denominò *suffissoidi* e *prefissoidi*, proprio per alludere alla loro funzionalità plastica, che permette di preporli o posporli a «qualsiasi termine del lessico che semanticamente lo consenta» (Migliorini, 1990, p. 121).» (Adamo/Della Valle 2017: 75, In 1935 Bruno Migliorini named them *suffixoids* and *prefixoids* in order to allude

additionally *agro-* and *ambiente* are called *formanti* (cf. ONLI 2019: s.v. *agroambiente*, accessed 03/01/2022).

In recent publications Adamo considers these bound morphemes because of their (omni-)presence and diffusion in the technical and scientific vocabular of many different languages in Europe and world-wide, as potential *europeisms* or even *internationalisms*:

Il processo di formazione più seguito si avvale di elementi di origine classica e s'impiana contemporaneamente nelle varie lingue di cultura a partire dai secoli XVII e XVIII, nel passaggio dall'uso colto e scientifico della lingua Latina alle diverse lingue nazionali, in modo da uniformare e render più facile la circolazione di termini delle scienze e delle tecniche in ambito europeo e poi internazionale [...] (Adamo/Della Valle 2017: 75-76).¹⁸

4.3 Combining forms, neoclassical compounding and foreign word-formation in Italian linguistics

Overall, regarding Italian linguistics, there are similarities to French research, because most Italian scientists deal with the phenomenon in the realm of neoclassical compounding (e.g., Adamo/Della Valle 2008; Iacobini 2015). In recent research, Iacobini (2015) does not use the concept of confixes, but integrates the elements in question into the framework of foreign word-formation. According to him, because of the growing importance of technical and scientific progress many modern languages use elements and formative patterns which are more or less foreign to the usual word-formation rules (cf. Iacobini 2015: 1661-1662). He calls the bound morphemes in question *combining*

to their plastic functionality, which allows them to be prefixed or postfixed to 'any term of the lexicon that semantically permits it).

¹⁸ The most commonly followed formation process uses elements of classical origins while simultaneously being introduced into the various languages of culture. This began in the seventeenth and eighteenth centuries, during the transition from the formal and scientific use of Latin to the dominant use of various national languages, in order to standardize and facilitate the circulation of scientific and technical terms throughout Europe and then internationally [...].

forms (CFs), whereas Elsen (2005, 2013a, 2013b) has shown that the English term is not entirely identical with the German concept of confixes (cf. 2.3).

To sum up, regarding the current state of Italian linguistics, it can be stated that the category of *confix* is known, and the relevant terms are to some extent in use, particularly in lexicography (cf. Adamo/Della Valle 2008, 2017; GRADIT 1999). However, the terminology is heterogeneous – even in dictionaries – and the focus of the corresponding studies lies on the word-formation pattern, namely on neoclassical compounding. Moreover, I do not agree with the term *combining forms* to name the class of confixes, as Iacobini (2015) does. With regard to the semantics of the bound morphemes in question, the literature is scant and the aspect of semantic change receives only marginal attention.

5 A comparison of the morpheme category between the languages

As stated above, in the meantime, the *German* concept of *confix* – even if differently and critically discussed there – is well elaborated, and Romance languages would benefit from adopting it on various levels. Particularly in the French language, the term of the French linguist André Martinet is nearly ignored and the seeming equivalence of the so-called combining forms is widespread in Romance linguistics. In table 3 below the similarities and divergences regarding confixes between German, French, and Italian are summarized.

	German	French	Italian
Morpheme category confix	existing/in use (in traditional grammar)	known; but rarely/not in use	received; partially in use (especially in lexicography)
Morpheme category established	yes	no	no
Originator (of the term in the relevant language)	Günter Dietrich Schmidt (referring to Kocourek)	André Martinet	Tullio De Mauro (referring to Martinet)

Focus of research on the (single) bound morphemes	yes	to a lesser extent/no (focus on constructed lexemes)	to a lesser extent/if so, then in lexicographical works
Focus on word-formation process	to a lesser extent/no	nearly solely (neoclassical compounding; confixation)	nearly solely (neoclassical compounding; confixation)
Type of word-formation process	compounding and derivation	neoclassical compounding	neoclassical compounding (center of interest)
Inverted word-order/modifier+head/right-headed compounds	no inverted word-order (German compounds are always right-headed; modifier + head)	yes	yes
Lexicographical reception	yes	no	partially
Terminology	homogeneous	heterogeneous	heterogeneous (and ambiguous)
Differentiating between confixes and combining forms	yes	no	no
Studies on the semantics of confixes and the corresponding complex words	yes (rarely)	yes	rarely

Tab. 3: The reception of *confixes* in German, French and Italian.

6 Conclusion

As it is shown in this article, the phenomenon of *confixes* is known to German, French and Italian scientific discourse, but to varying extents, and is treated differently in the linguistic theory of each of these languages. To summarize: the German, French, and Italian languages have very different structures, which is why other phenomena and concepts dominate the discussion around word-

formation processes. The original *invention* of the French linguist André Martinet has therefore wielded far greater influence in the linguistics of Germanic than of Romance languages. The term and concept of *confixes*, introduced by Schmidt (1987) to German linguistics, has meanwhile become well established in traditional grammar, even if differently discussed. In this context, one should also take into consideration that the discourse on the phenomenon is not so homogeneous as sometimes described. In addition to prototypical representatives of the group, there are also borderline cases which are not so easy to classify, and whose characteristics overlap with other groups. A *parole*-based approach, such as the one proposed by Michel (2009), helps therefore to categorize linguistic elements that border on similar classes and thus are difficult to classify. German research leads the discussion in this respect as well.

In Romance philology, however, both the term and concept of *confixes*, despite having been coined by André Martinet, are nearly ignored and the phenomenon is first and foremost dealt with in the realm of neoclassical compounding and constructional morphology. Moreover, there are terminological inconsistencies, and the involved researchers focus mainly on the right constituents of complex lexemes (e.g., *Ythérapie*, *Yculture*, *Yforme*, etc.), whereas the variable Y is not specified. For Italian, lexicographers (e.g., Tullio De Mauro or Giovanni Adamo and Valeria Della Valle) are the foremost utilizers of the term *confix* in their works. Apart from that, the terminology of Migliorini (*prefixoid*, *suffixoid*) is still in use in Italian linguistics. Iacobini, who is specialized in the field of foreign word-formation (for Italian), calls the elements in question *combining forms*, whereas Elsen has shown that the two phenomena (*confixes* and *combining forms*) have to be differentiated from each other.

The semantics of *confixes*, which are sometimes polysemous and whose meaning often depends on the other constituents of the complex lexemes and on the context, should be more emphasized in future studies of the category. In addition, Romance languages could benefit from the findings of German research in this field.

References

- Adamo, Giovanni; Della Valle, Valeria. 2008. *Il Vocabolario Treccani. Neologismi. Parole nuove dai giornali*. Roma: Istituto della Enciclopedia Italiana.
- . 2017. *Che cos'è un neologismo*. Roma: Carocci.
- Amiot, Dany. 2020. «Procédés morphologiques de création grammaticale». In: Marchello-Nizia, Christiane; Combettes, Bernard; Prévost, Sophie; Scheer, Tobias (edd.): *Grande grammaire historique du Français (GGHF)*. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton, 1894-1927.
- Arrivé, Michel; Gadet, Françoise; Galmiche, Michel. 1986. *La grammaire d'aujourd'hui: guide alphabétique de linguistique française*. Paris: Flammarion.
- Dal, Georgette; Amiot, Dany. 2008. «Composition néoclassique en français et ordre des constituants». In: Amiot, Dany (ed.): *La composition dans une perspective typologique*. Arras: Artois Presses Université, 89-113.
- Donalies, Elke. 2000. «Das Konfix. Zur Definition einer zentralen Einheit der deutschen Wortbildung». In: *Deutsche Sprache*. Vol. 28, N°2, 144-159.
- . 2005. *Die Wortbildung des Deutschen: ein Überblick*. Tübingen: Narr.
- . 2009. «Stiefliches Geofaszintainment – Über Konfixtheorien». In: Müller, Peter O. (ed.): *Studien zur Fremdwortbildung*. Hildesheim, Zürich and New York: Olms, 41-64.
- Eins, Wieland. 2008. *Muster und Konstituenten der Lehnwortbildung. Das Konfix-Konzept und seine Grenzen*. Hildesheim: Olms.
- . 2015. «Alter Wein in neuen Schläuchen? Zum Konfix». In: Müller, Peter O. (ed.): *Studien zur Fremdwortbildung*. Hildesheim, Zürich and New York: Olms, 65-90.
- Elsen, Hilke. 2005. «Deutsche Konfixe». In: *Deutsche Sprache*. Vol. 33, 133-140.
- . 2013a. «Problemzonen der Wortbildung und der Eintrag im Wörterbuch». In: Klosa, Annette (ed.): *Wortbildung im elektronischen Wörterbuch*. Tübingen: Narr, 87-104.
- . 2013b. «Zwischen Simplex und komplexem Wort – eine holistische Sichtweise». In: Born, Joachim; Pöckl, Wolfgang (edd.): „Wenn die Ränder ins Zentrum drängen ...“. *Außenseiter in der Wortbildung(sforschung)*. Berlin: Frank & Timme, 25-42.
- Elsen, Hilke; Michel, Sascha. 2007. «Wortbildung im Sprachgebrauch: Desiderate und Perspektiven einer etablierten Forschungsrichtung». In: *Muttersprache*. Vol. 117, 1-16.
- Gehlen, Joachim. 2016. *Vom Konfix zum Wort. Unter welchen Bedingungen geht eine solche Morphembewegung vonstatten? Eine theoretische und analytische Arbeit am Beispiel des freien Vorkommens von bio-, öko- und turbo- in Zeitungen*. München: Ludwig-Maximilians-Universität.
- GGHF = Marchello-Nizia, Christiane; Combettes, Bernard; Prévost, Sophie; Scheer, Tobias (edd.). 2020. *Grande grammaire historique du Français (GGHF)*. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton.
- Glück, Helmut; Rödel, Michael (edd.). 2016. *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- GRADIT = De Mauro, Tullio. 1999. *Grande Dizionario Italiano dell'Uso*. Torino: UTET.

- Iacobini, Claudio. 2015. «Foreign word-formation in Italian». In: Müller, Peter O.; Ohnheiser, Ingeborg; Olsen, Susan; Rainer, Franz (edd.): *Word-Formation HSK 40.3: An International Handbook of the Languages of Europe*. Berlin, New York and Boston: de Gruyter, Vol. 3, 1660-1679.
- Kocourek, Rostislav. 1982. *La langue française de la technique et de la science*. Wiesbaden: Brandstetter.
- ²1991. *La langue française de la technique et de la science*. Wiesbaden: Brandstetter.
- Lasserre, Marine; Montermini, Fabio. 2014a. «Pour une typologie des lexèmes construits: entre composition, composition néoclassique et affixation». In: Neveu, Franck; Blumenthal, Peter; Hriba, Linda; Gerstenberg, Annette; Meinschaefer, Judith; Prévost, Sophie (edd.): *Actes du 4^e Congrès Mondial de Linguistique Française (CMLF 2014)*. Paris: Institut de Linguistique Française, 1797-1812.
- Lasserre, Marine; Montermini, Fabio. 2014b. «How is the meaning of complex lexemes constructed? A study of neoclassical compounds». In: *Italian Journal of Linguistics*. Vol. 26, N° 2, 157-182.
- Martinet, André. 1979. *Grammaire fonctionnelle du français*. Paris: Didier.
- ³1980 [1961]. *Éléments de linguistique générale*. Nouv. éd. reman. e. m. à j. Paris: Armand Colin.
- ⁴1985. *Syntaxe générale*. Paris: Colin.
- ⁵1988. *Sintassi generale*. Prefazione di Tullio De Mauro. Roma/Bari: Laterza.
- Michel, Sascha. 2009. «Das Konfix zwischen langue und parole. Ansätze zu einer sprachgebrauchsbezogenen Definition und Typologie». In: Müller, Peter O. (ed.): *Studien zur Fremdwortbildung*. Hildesheim: Olms, 91-140.
- Migliorini, Bruno. 1963. «I prefissoidi (il tipo *aeromobile*, *radiodiffusione*)». In: Id.: *Saggi sulla lingua del Novecento*. Firenze: Sansoni, 9-60.
- Müller, Peter Otto. 2015a. «Foreign word-formation in German». In: Müller, Peter O.; Ohnheiser, Ingeborg; Olsen, Susan; Rainer, Franz (edd.): *Word-Formation HSK 40.3: An International Handbook of the Languages of Europe*. Berlin, New York and Boston: de Gruyter, Vol. 3, 1615-1637.
- ⁶2015b. *Studien zur Fremdwortbildung*. Hildesheim, Zürich and New York: Olms.
- Müller, Peter Otto; Ohnheiser, Ingeborg; Ohlsen, Susan; Rainer, Franz (edd.). 2015. *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Vol. 40.3: Word formation 3: An International Handbook of the Languages of Europe*. Berlin and Boston: de Gruyter.
- [ONLI] Adamo, Giovanni; Della Valle, Valeria. 2019. «Onli. Osservatorio neologico della lingua Italiana. Parole nuove dai giornali», <http://www.iliesi.cnr.it/ONLI/crediti.shtml>, last visited 12/02/2021).

Schmidt, Günter Dietrich. 1987. «Das Kombinem: Vorschläge zur Erweiterung des Begriffsfeldes und der Terminologie für den Bereich der Lehnwortbildung». In: Hoppe, Gabriele; Kirkness, Alan; Link, Elisabeth; Nortmeyer, Isolde; Rettig, Wolfgang; Schmidt, Günter Dietrich (edd.): *Deutsche Lehnwortbildung: Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen*. Tübingen: Narr, 37-52.

Villoing, Florence. 2012. «French compounds». In: *Probus*. Vol. 24, N° 1, 29-60.

Jannis Harjus (Innsbruck)

***El aliento xeneize*: Eine diskurslinguistische Analyse von Fangesängen der Anhänger des argentinischen Clubs Boca Juniors**

In this contribution, chants of the followers of the Argentine football team Boca Juniors are analyzed with regard to possible identity constructions and othering. The results of the corpus-driven discourse-linguistic analysis demonstrate in particular metaphors and *topoi* that can be highlighted as a constitutive part of the discursive construction of a Boca Juniors supporters' identity and the otherings of River Plate *hinchas*. Through the use of certain metaphors and determined lexical fields that clearly call for acts of violence, a masculine ethos is discursively constructed among Bocas own followers, which goes far beyond comparable insulting and cheering chants of comparable European football teams.

Keywords: *superclásico*; *linguistic discourse analysis*; *football chants*; *Argentinian Spanish*; *topoi*;

1 Einleitung

Iberoamerikanischer Sport im Allgemeinen (Alabarces 2018; Giulianotti 2002) und argentinischer Fußball im Speziellen (Alabarces 1999; Alabarces et al. 2018) sind seit geraumer Zeit Untersuchungsgegenstände sozial-, geschichts- und kulturwissenschaftlicher Forschung. Genau wie die Zusammenhänge zwischen Fußball und Sprache im Allgemeinen (Lavric et al. 2008), sind auch diskurslinguistische Herangehensweisen an Aspekte, die romanische Fußballkulturen betreffen, bislang allerdings noch recht unerforscht. Erste Arbeiten im romanistischen Bereich beziehen sich auf die europäische Romania (Guerrero Salazar 2018; Harjus 2017; Harjus, im Dr.; Mast/Weiland 2017). Hispanophone Gemeinschaften in Amerika, wie z.B. die argentinische, sind zwar in letzter Zeit häufiger in den Fokus diskurslinguistisch motivierter Arbeiten gerückt (Mwangi 2019). Doch das gesellschaftlich wichtige Feld des Fußballs in Argentinien (Archetti 2003) wird bislang, obwohl durchaus soziologisch ausgiebig untersucht (Bundio 2018; Moreira/Bundio 2014; Parrish/Nauright 2013), nicht in sprachwissenschaftlichen Ansätzen inkludiert.

In diesem Beitrag soll dieses Desiderat behoben werden, indem Identitätskonstruktionen und *Othering* in Fangesängen argentinischer Sprecher diskurslinguistisch analysiert werden. Exemplarisch werde ich mich hierbei auf Fangesänge von Anhängern des Club Atlético Boca Juniors¹ aus Buenos Aires beziehen. Dabei gehe ich der leitenden Forschungsfrage nach, inwiefern in diesen eigene (Vereins-)Identitäten und gegnerische Alteritäten – hier im Kontext des sogenannten *superclásico*, also im Spiel gegen den Erzrivalen Club Atlético River Plate² aus Buenos Aires³ – linguistisch-diskursiv konstruiert werden. In der Folge werde ich zunächst einen Blick auf die Termini *Identität*, *Alterität* und *Diskurs* werfen, die linguistische Diskursanalyse knapp skizzieren sowie die Wichtigkeit von Fangesängen im Vereinsfußball und die Herangehensweise bei der Korpuserstellung beschreiben, bevor es zur qualitativ-interpretierenden Datenanalyse kommt.

2 Fußball und Diskurslinguistik

2.1 Soziale Identität und Alterität

Die Theorie der sozialen Identität (Tajfel/Turner 1979) erklärt das Verhalten von Individuen bzw. Gruppen anhand des Selbstkonzepts, das als dreigliedrige Sammlung des individuellen Selbst, des relationalen Selbst und des kollektiven Selbst konzipiert wird. Das kollektive Selbst ist für diesen Beitrag am wichtigsten, da es die realen und imaginären sozialen Einheiten, über die man

¹ In der Folge im Text als CABJ abgekürzt.

² In der Folge im Text als CARP abgekürzt.

³ Beide Vereine entstehen Anfang des 20. Jahrhunderts im Hafenviertel La Boca. In den 1920 Jahren zieht CARP in den Norden der Stadt, wodurch das Fußballspiel auf lokaler Ebene eine sozio-konfliktive Komponente gewinnt: Die einkommensstärkere Gegend um die Stadtviertel Palermo und Núñez bringt den Spieler von CARP den Spitznamen *millionarios* ein, während die CABJ-Spieler und -Anhänger fortan als *bosteros* verunglimpft werden. Beide Vereine sind sowohl auf nationaler als auch internationaler Ebene (z.B. im südamerikanischen Klubwettbewerb Copa Libertadores) sehr erfolgreich und ziehen bis heute die mit Abstand meisten Fußballanhänger in Argentinien an (Alabarces et al. 2018: 476). Wie bei vielen argentinischen Anhängerschaften haben sich auch bei diesen beiden Vereinen besonders gewaltbereite *barras bravas* etabliert, bei den einen v.a. *Los Borrachos del Tablón* und bei CABJ v.a. *La Doce*.

sich tatsächlich definiert, verkörpert. Die Identifikation mit einer Gruppe bedeutet hierbei, sich als Mitglied einer bestimmten sozialen Gruppe, wie z.B. einem Fußballklub zu sehen, und diese Entitäten als Teil des eigenen Selbstverständnisses zu sehen. Soziale Kategorisierungen helfen, zwischen eigenen und fremden Gruppen zu differenzieren (Tajfel 1974: 69), denn bei der sozialen Identität ist die Trennung zwischen einer *ingroup* und einer *outgroup*, die sich sprachlich in *we-* und *they-codes* manifestiert (Tekin 2010: 12), essentiell. Die Konstruktion einer eigenen sozialen Gruppe versucht, positive Attribute für die eigene *ingroup* zu platzieren. Dieser steht die *outgroup* gegenüber, zu der alle Individuen zählen, die eben nicht der *ingroup* angehören. Bestimmte *outgroups* stellen in der Theorie der sozialen Identität sogar eine Bedrohung für eine *ingroup* dar. So kann die Anhängerschaft eines sportlichen Rivalen beispielsweise definiert werden als: «[...] a highly salient outgroup that poses an acute threat to the identity of the ingroup or to the ingroup members' ability to make positive comparisons between their group and the out-group» (Taylor/Cobbs 2015: 230). Erst Sprache macht es möglich, Identitäten und Alteritäten – auch *Othering* genannt – zu konstruieren. Um den sprachlichen Mechanismen dieser Aushandlung im argentinischen Fußball auf die Spur zu kommen, kann man in der angewandten Linguistik auf diskursanalytische Aspekte zurückgreifen.

2.2 Linguistische Diskursanalyse

Der vorliegende Beitrag ist im Bereich handlungsorientierter und angewandter diskurslinguistischer Analysen verankert, die als Teilbereich der deskriptiv-analytischen Diskurslinguistik betrachtet werden kann und Diskurse mit sprachwissenschaftlichen Werkzeugen aufdecken möchte. Um die Polysemie des Begriffes *Diskurs* einzuschränken (Warnke/Spitzmüller 2008: 5), wird Diskurs hier als kollektive Wissensordnung, die sich in Texten manifestiert, aber in der Wirkung und Reichweite über Einzeltexte hinausragt, definiert:

Ein Diskurs betrifft als Formationssystem von Aussagen ein gesellschaftlich aktuell-relevantes Thema und wird durch eine Gesellschaft, die ihn führt, geprägt, wirkt aber ebenso auf diese zurück. Dabei manifestiert sich der Diskurs in Texten, über deren Reichweite er weit hinauswirkt, indem er sowohl Wissen

von bestimmten sozialen Gruppen bzw. ganzen Kollektiven spiegelt als auch die soziale Realität selbst und handlungsleitend sprachlich-visuell konstruiert (Harjus, im Dr.).

Damit wird in diesem Beitrag eine Definition von *Diskurs* verwendet, die für textübergreifende linguistische Fragestellungen ihren Wert bereits erwiesen hat und als etabliert gelten kann (Spitzmüller/Warnke 2011: 78).

Deskriptiv-analytische Diskurslinguistik kann als «Diskurslinguistik nach Foucault» (Warnke 2007) oder «postfoucaultsche Diskursforschung» (Kumiega 2012: 26) bezeichnet werden. Die deskriptive Diskurslinguistik analysiert musterhaften Sprachgebrauch (Bubenhofner 2009). Diese sprachlichen Muster erlauben zum einen zu analysieren, welche Themen im Diskurs eine Rolle spielen und zum anderen wie sie sprachlich konstruiert werden (Felder/Müller/Vogel 2012: 12). Mit der vorliegenden Analyse soll probiert werden, diesen Punkten hinsichtlich der Identitäts- und Alteritätskonstruktionen in argentinischen Fangesängen in angewandter Ausrichtung nachzugehen. Angewandte Diskurslinguistik definiere ich nach Roth/Spiegel (2015: 7) als eine anwendungsorientierte Betrachtungsweise auf sprachliche Gegenstände in ihrem konkreten Vorkommen. Spezifiziert handelt es sich um eine Variante der angewandten Linguistik, die von alltäglichen Problemen ausgeht (id.). Damit kann für die hier angestrebte Analyse konstatiert werden, dass neben dem klar angewandten Bezug eine handlungsorientierte Diskursanalyse angestrebt wird, die sprachliche Mittel in Diskursen analysieren möchte (Felder/Müller/Vogel 2012: 12). Wenn bei handlungsorientierten Analysen wie hier weniger soziale Akteure, sondern eher die sprachlichen Mittel beleuchtet werden, handelt es sich um eine handlungsorientiert-ausdrucksbezogene Diskursanalyse (Harjus, im Dr.). Ich gehe in dieser Forschungsarbeit folglich einer angewandthandlungsorientierten, deskriptiv-analytischen linguistischen Diskursanalyse nach.

2.3 Fangesänge

Während Fußballfangesänge im anglo- und germanophonen Raum seit längerem als linguistischer Analysegegenstand gewertet werden (Luhrs 2008;

Schiering 2010), sind sie in der romanistischen Linguistik bislang kaum beachtet worden. Entsprechende Arbeiten sind eher konversationsanalytisch orientiert und beschränken sich auf die europäische Romania (Mühlbacher 2011; Lavric 2019). Dabei sind iberamerikanische Fangesänge durchaus interessant zu analysieren, da sie – wie in anderen Weltregionen ebenfalls – durch gemeinsames Singen in einer Gruppe einerseits konstant soziale Identitäten innerhalb einer bestimmten *ingroup* sprachlich-diskursiv stiften (Schiering 2010: 296) und andererseits durch Spottgesänge im Sinne einer *blason populaire* (Lavric 2019: 2) Alteritäten zu anderen *outgroups* kreieren. Vereinfacht gesagt, wird die Welt durch Fangesänge gesänglich, d.h. sprachlich-diskursiv, in zwei kontrahierende Gruppen geteilt. Im sogenannten *superclásico* in Argentinien werden die beteiligten Fußballmannschaften ebenfalls durch Fangesänge zum einen angefeuert und zum anderen angefeindet.

3 Das zugrundeliegende Korpus

Die Daten für die Analyse sind aus einem Korpus entnommen, das ich im Winter 2018 in Madrid erstellen konnte. Nach Fanausschreitungen vor dem Rückspiel des Copa Libertadores-Finales 2018 in Buenos Aires wurde das entscheidende Spiel zwischen CABJ und CARP in Spaniens Hauptstadt verlegt. Dort konnte ich in einem zweitägigen Feldaufenthalt mit einem *iPhone 8* Aufnahmen von Fangesängen der Anhängerschaft des Vereins CABJ in der Fan-Zone um die *Plaza Neptuno* und auf der Fantribüne im Bernabéu-Stadion tätigen. Insgesamt liegt ein Korpus von 41 verschiedenen Gesangstexten mit 1.800 Wort-Tokens vor. Die Aufnahmen sind von mir im Frühjahr 2019 mit dem Transkriptionsprogramm *EXMARALDA* orthographisch transkribiert worden. Die transkribierten Daten wurden in einem PDF-Dokument gespeichert und abschließend mit dem Programm *MAXQDA* computer-gestützt qualitativ analysiert worden. Das Korpus wurde mit einem *data-driven*- bzw. *corpus-driven*-Ansatz analysiert. Mit diesem datengesteuerten Ansatz wurde in fünf verschiedenen Schritten versucht, diverse Kategorien und Subkategorien induktiv, d.h. am Textmaterial selbst zu bilden (siehe Tab. 1).

Phase	Aktivität in <i>MAXQDA</i>
1	Einpflegen der Texte: Korpus als einzelne Pdf-Dateien ins Programm laden
2	Erste Exploration einiger Texte und Erstellung von Wortwolken: Erste lexikalische oder thematische Auffälligkeiten und mögliche Worthäufungen feststellen
3	Induktive Kategorienbildung (breit): Codierung von auffälligen Textstellen, z.B. <i>River</i> in <i>River llor</i> als Eigennamen markieren
4	Kategorisierung des Gesamtkorpus (eng): Codierung aller Textstellen mit in Punkt 3 gefundenen Codes auch unter Zuhilfenahme von automatischem Tagging, z.B: jedes <i>River</i> im Korpus automatisch als konkreten Eigennamen für CARP taggen
5	Finaler Materialdurchgang: Abschließende Gesamtschau und Suche nach unvollständig getaggten Textstellen

Tab. 1.: Arbeitsschritte zur Kategorisierung sprachlicher Mittel in *MAXQDA*

Im Gegensatz zu vollautomatisierten, korpuslinguistischen Analyseerkzeugen, wie *AntConc*, sind computerbasierte qualitative Datenprogramme wie *MAXQDA* nur unterstützend bei der Dokumentation, Strukturierung und Kategorisierung von Korpusdaten. Als Linguist war ich deshalb selbst für die Kodierung der sprachlichen Mittel verantwortlich, konnte aber jederzeit auf die Dokumentation im Computerprogramm und folglich auf nachvollziehbare sowie systematische Erfassungen der Forschungsergebnisse zurückgreifen (cf. Harjus, im Dr.). Die Kategorisierung der Korpusdaten hat diverse spannende sprachliche Mittel in den Fangesängen aufgedeckt, von denen ich exemplarisch Schlagwörter, metaphorische Konstruktionen und die zugrundeliegenden Topoi, die alle die Konstruktionen von sozialen Identitäten und Alteritäten in argentinischen Fangesängen sprachlich-diskursiv maßgeblich bestimmen, in den Fokus der folgenden Analysen stelle.

4 Diskurslinguistische Analyse von Fangesängen der Anhänger von Club Atlético Boca Juniors

4.1 Ebene der Schlagwörter

Mit Schlagwörtern kann man komplexe Sachverhalte in nur einem Wort darstellen, was sie zu einem wichtigen Bestandteil von Argumentationen oder gar Manipulationen macht (Danler 2020: 163). Der Definition von *Schlagwort*, der ich bei dieser Analyse folge, geht zurück auf Wrana et al.:

Schlagwort bezeichnet als linguistischer Fachterminus einen Ausdruck, der zu einer bestimmten Zeit besondere Aktualität gewinnt und mit dem ein Programm oder eine Zielvorstellung in öffentlichen Diskursen propagiert wird. Auf der Ebene der Lexik sind Schlagwörter daher meist die prägnantesten Diskurskonstituenten (2014: 346).

Wichtige Eigenschaften von Schlagwörtern sind das vermehrte Aufkommen eines Lexems im Diskurs, seine argumentative Kraft und die Aufmerksamkeitsgenerierung beim Textrezipienten (id.). Nach Burkhardt (1998: 103) gibt es verschiedene Unterkategorien von Schlagwörtern, die neutral oder wertend, positiv oder negativ sein können. Ich verenge hier Burkhardts (1998) Schema auf fünf Elemente mit Schlagwortcharakter: Hochwert-, Unwert-, Fahnen-, Stigma- und Schmähwörter.

Hochwertwörter verstehe ich als Lexeme, die ohne Rückgriff auf grammatische Kniffe, wie Augmentation, Superlativierung oder Verwendung von Komparativen, positive Konnotationen im Diskurs beinhalten und überparteilich, also für die meisten Mitglieder einer Diskursgemeinschaft, Wirksamkeit haben (Janich 2013: 169). In klarer Opposition zu diesen überparteilich, positiv-wertenden Schlagwörtern stehen sogenannte *Unwertwörter*: «Sie verkörpern pauschale Negativurteile und werden offensichtlich dazu verwendet, den Gegner zu charakterisieren bzw. zu brandmarken» (Danler 2020: 164). *Stigma-* und *Fahnenwörter* sind ideologiegebunden-wertend, d.h. sie sind für eine soziale Gruppe positiv konnotiert, jedoch für eine andere negativ beladen (Wrana et al. 2014: 384). Ein Stigmawort ist ein beliebtes Instrument zur pejorativen Darstellung eines *Anderen*. Fahnenwörter sind hingegen genau gegenteilig zu sehen: «Das Fahnenwort der eigenen Ideologie wird so zum Stigmawort der gegnerischen Ideologie» (Danler 2020: 164). *Schmähwörter*

- (3) A todos lados voy con vos. Boca es un *sentimiento* que se lleva bien adentro. Sos *mi vida*, vos sos *la pasión*.

Die Verwendung dieser Hochwertwörter steht den Schlagwörtern, die im Kontext mit CARP verwendet, diametral entgegen. Nicht *alegría* (1) oder *vida* (3) werden zur sprachlich-diskursiven Konstruktion der anderen Anhängerschaft verwendet, sondern das Unwertwort *amargas* (4) oder Hinweise auf den Tod (*muerte*), der sich im genuin für CARP-Anhänger verwendeten semantischen Feld des Todes und der Traurigkeit befindet, das durch gewaltsame Akte der CABJ-Anhängerschaft ausgelöst wird und mit dem Lexem *matar* (8) musterhaft eingeleitet wird:

- (4) Las gallinas son así, son las *amargas* de la Argentina.
- (5) En la Boca va a haber un *cementerio* de gallinas.
- (7) Che gallina ya nos vamos a ver de nuevo, andá comprando *el cajón para el tercero*.
- (8) Los vamos a *matar*, no va a quedar *ni una gallina viva*.

Mit dem Sarg für eine dritte Person (*el cajón para el tercero*), wird in (7) auf die Ermordung zweier CARP-Anhänger durch CABJ-Ultras im Jahre 1994 nach einer 0-2 Niederlage von CABJ angespielt. Der makabre Slogan *Empatamos*, der auf die Mauer hinter den Leichnamen gesprayed wurde, zieht sich durch die hier betrachteten Fangesänge (9), womit das Verballexem zu einem Fahnenwort für die CABJ-Anhängerschaft und zu einem Stigmawort der CARP-Gruppe wird. Sowieso kommen musterhaft Lexeme im Korpus vor, die Gewalttätigkeiten anerkennen oder ankündigen. Dabei sind die CABJ-Anhänger stets die ausführenden Subjekte und CARP-Fans die fokussierten Opfer, die gleichzeitig durch Unwertwörter⁵ aus dem semantischen Feld der Angst und Feigheit, wie z.B. *correr* (10), *llorar* (12) oder *miedo* (13), dargestellt werden:

- (9) Los bosteros dan la vuelta o volvemos a *empatar*.
- (10) Ves a la Doce y siempre *corres*.

⁵ Hier reihen sich auch Schmähwörter wie *cagón* ('Hosenscheißer') und *cobarde* ('Feigling') ein.

- (11) *Corriste en Mar de Plata. ‚Por favor‘ nos pediste en Mendoza.*⁶
- (12) Y no hay ninguna hinchada que a la 12 se le plante, *llora River*.
- (13) Nos *tienen miedo*, les faltan huevos.

Damit wird anhand der verwendeten Schlagwörter eine einfache Dichotomie zwischen CARP und CABJ sprachlich-diskursiv konstruiert, die nicht nur dabei bleibt einen Vergleich zwischen gewaltsam-starken CABJ-Anhängern und feige-schwächlichen CARP-Fans zu ziehen, sondern letztere durch Lexeme aus dem semantischen Feld der institutionell-polizeilichen Überwachung (*cana* (14)⁷) in eine staatsnahe Rolle zu drängen. Diese ist wiederum verknüpft mit angeblich fehlendem Mut, sich mit den CABJ-*barras bravas* körperlich-gewaltsam zu messen:

- (14) Los pibes están en *cana* porque *vos sos vigilante*.
- (15) Los que *piden custodia* cuando van a jugar a la Boca.

Diese manichäische Positionierung beider Anhängerschaften wird ebenfalls durch Metaphernfelder sprachlich-diskursiv konstruiert.

4.2 Ebene der Metaphern

Metaphern zählen zum Bereich der Sprungtropen, da der gemeinte Wortsinn einer Metapher einen Sprung in eine semantisch nicht ähnliche Dimension macht (Wrana et al. 2014: 421). Metaphern wirken dabei wie verkürzte Vergleiche: Der *Fußballspieler* ist so schnell wie eine *Rakete*. Diese allgemeine Darstellung von Metaphern aus dem Blickwinkel der klassischen Rhetorik wird

⁶ Musterhaft zeigt sich im Korpus eine asymmetrische Sender-Adressaten-Kommunikation, in dem Sinne, dass CABJ-Anhänger in der ersten Person Plural zu Wort kommen, CARP-Fans jedoch oftmals in der zweiten Person Singular angesprochen werden. Damit ergibt sich eine Dichotomie von *Wir-sind-viele* versus *Du-bist-alleine*.

⁷ Im Korpus finden sich einige *lunfardismos*: Neben *la cana* ('Gefängnis') u.a. *la yuta* ('Polizei'), *los pibes* ('Jungs') und *chamuyar* ('flirten, andienen').

hier zugunsten der konzeptuellen Metaphertheorie nach Lakoff/Johnson (2003) aufgegeben.

Das Konzept der kognitiven oder konzeptuellen Metapher geht über die literaturwissenschaftliche bzw. klassisch-rhetorische Metapher, in der sie oftmals nur als Redebeiwerk definiert wird, hinaus. Die Denk- und Redeweise des Menschen ist nach Lakoff/Johnsons Ansatz grundsätzlich metaphorisch geprägt. Benutzte Metaphern geben direkt wieder, wie Menschen als soziale Wesen ihre Realität konstruieren. Eine Metapher ist folglich nicht nur eine Gleichung (*Ein Spieler ist so schnell wie eine Rakete*), sondern eine Ungleichung (*Ein Spieler ist eben keine Rakete*). Insbesondere Abstrakta werden durch die Verwendung von konzeptuellen Metaphern zu Trägern von Eigenschaften (*Zeit ist Geld*), die sie genuin gar nicht aufweisen können. Andererseits verbergen Metaphern bestimmte Aspekte eines Begriffs, da sie seine Eigenschaften nur ausschnitthaft fokussieren. Gleichzeitig sind Metaphern meistens in Netze von diversen Metaphernstrukturen eingebettet, sodass (versierte) Fußballer konzeptuell in Printmedientexten als Waffen (z.B. *arma letal*) konstruiert werden (Harjus, im Dr.). Diese Konstruktionen sind strukturierend für den menschlichen Alltag und eröffnen Handlungsdimensionen, indem sie Wissensbestände des bildspendenden Bereichs auf Handlungsziele übertragen.

Im Korpus wird der Verein CABJ bzw. die Relation zwischen Subjekt und Verein neben metaphorischen Konstruktionen aus dem Bereich der Liebe (*mi amor, mi pasión*) musterhaft mit Metaphern aus dem Ursprungsbereich (mentale) Krankheit (*locura, reloca*⁸) und Rauschmittel (*droga* (17)) konzipiert. Die Strukturmetaphern DIE ZUNEIGUNG ZU MEINEM FUßBALLVEREIN IST EINE (MENTALE) (SUCHT-)KRANKHEIT bzw. DER FUßBALLVEREIN IST EIN RAUSCHMITTEL konstruieren den Verein bzw. die Verbindung zu diesem als einen regelwidrigen Geistes- und Körperzustand bzw. als rauscherzeugende Substanz, die sich teilweise gegenseitig bedingen. Diese unnatürlichen Geistes- und Rauschzustände der Anhängerschaft verweisen gleichzeitig auf subalternte, anrühige Milieus, in denen mit gesteigerter Kriminalität gerechnet werden kann. Die wiederkehrende metaphorische Autodetermination von CABJ-Fans

⁸ Das Präfix *re-* wird in argentinischen Varietäten im Gegensatz zu anderen diatopischen Varietäten des Spanischen nicht temporal genutzt, sondern als Intensifikator (*loca > reloca*) gebraucht.

als Müllsammler (*bosteros* (18)) im Korpus geht ebenfalls in die Richtung eines *Schmuddelimages*, das anscheinend bewusst sprachlich konstruiert wird:

(16) La *droga* de mi corazón.

(17) Boca, sos mi *enfermedad*, sos la *droga* que yo no puedo dejar.

(18) *Bostero* soy, y Boca es la alegría de mi corazón

Die CARP-Fans und der Fußballverein selbst werden musterhaft mit Metaphern aus der Ursprungsdomäne der Tierwelt (*gallinas* (19)) sowie der Prostitution – meistens mit dem Schmähwort *putas* (20) – bezeichnet. Während die Strukturmetapher DIE VEREINSANHÄNGER SIND HÜHNER auf eine mögliche Feigheit der Anhängerschaft anspielt,⁹ werden durch die Strukturmetapher DIE VEREINSANHÄNGER SIND WEIBLICHE SEXUALDIENSTLEISTER Konzepte wie Sünde und Weiblichkeit und damit wiederum im Gegensatz zur Maskulinität und Stärke der eigenen Anhängerschaft angebliche Schwäche und Unterwürfigkeit konstruiert.

(19) La copa que perdieron las *gallinas*, las *gallinas*.

(20) Ay qué *putas* que son las hinchadas unidas.

(21) *Gallina puta* te espera tu *papá*.

Die sprachliche Konstruktion einer Dichotomie zwischen CABJ und CARP im Sinne eines dominanten männlichen Parts (*papá* (21)), der Kontrolle und Dominanz über einen unmündigen (*hijo bobo* (22)) und/oder weiblichen (*madre; puta* (20)) ausübt, zieht sich wiederkehrend durch das Korpus und verweist auf Diskurse männlicher Allmacht innerhalb der Diskursgemeinschaft.

(21) Boca no tiene mujer, pero tiene un *hijo bobo* que se llama River Plate.

(22) Para todas las *gallinas* el regalo de *papá*.

⁹ Zwar kann die Symbolik der Henne im christlichen Kontext auch als Geborgenheit spendendes Familienoberhaupt gesehen werden, aber im hispanophonen Kommunikationsraum überwiegt die Bedeutung der Feigheit und des Weglaufens, das im argentinischen Fangesangskontext schlagend ist.

Die hier herausgestellte Metaphorik führt zusammen mit den Schlagwörtern zu einer Herausbildung von interessanten Topoi in den Fangesängen.

4.3 Ebene der Topoi

Argumentation bezieht sich auf ein sprachliches Werkzeug im Diskurs, mit dem Geltungsansprüche versucht werden, in etwas kollektiv Geltendes zu verwandeln (Wrana et al. 2014: 37). Mit anderen Worten: Eine strittige Aussage wird versucht, mit einer unstrittigen Aussage zu stützen oder zu widerlegen. Diese Stütze wird gemeinhin in der Argumentationsforschung als *Topos* bezeichnet, wobei diverse Lesarten des Terminus möglich sind. Aufgrund der Polysemie von *Topos*, liegen heute mindestens zwei Lesarten des Begriffs vor: Zum einen werden Topoi inhaltlich bestimmt und zum anderen als logisch-formal gesehen. Danler (2020: 198) spricht von der «Janusköpfigkeit» der Topoi. Wengeler (2018) hat aufgezeigt, dass jedoch beide Verstehensweisen nicht unverträglich sein müssen. Gerade in einer angewandten Diskursanalyse scheint es möglich, aufzuzeigen, dass bestimmte Inhalte als Abstrakta verstandene logische Topoi füllen können und damit eine gewisse Musterhaftigkeit von kontextspezifischen, inhaltlichen Topoi in formal-logischen Topoi auftritt. Wengeler plädiert folglich für einen Mittelweg in diskurslinguistischer Ausrichtung der Argumentationsforschung zwischen einem inhaltlichen und formal-logischen Ansatz, der auch hier angestrebt wird:

Dieser Mittelweg zwischen universalem formalem Schema und konkreter Sachargumentation erscheint für diskurslinguistische Zwecke am fruchtbarsten zu sein. Es gilt, für den jeweils zu untersuchenden Diskurs eine Typologie themen- und kontextspezifischer Argumentationsmuster zu entwerfen, die zwischen formaler und materialer Topik anzusiedeln ist, d.h. in den meisten Fällen werden als «Argumentationsmuster» inhaltlich-kategorial bestimmte Topoi formuliert (2018: 246).

Im Korpus sind drei verschiedene inhaltliche Topoi interessant, die hinsichtlich der Identitätskonstruktion mit der *ingroup* und des *Otherings* gegenüber CARP (-Anhängern) essentiell sind: Der Topos von Mut und Stärke der eigenen Anhängerschaft steht dem Topos der Feigheit, Schwäche und Klüngerlei von

CARP gegenüber. Außerdem sind die Topoi der Allmacht bzw. Gewaltandrohungen wichtig für die Etablierung einer sozialen Identität in CABJ-Fangesängen. Diese wirken zusammen mit den bereits herausgestellten linguistischen Aspekten der Metaphorik und Schlagwörter diskurs-konstituierend.

Der Topos des Mutes und der Stärke wird im Korpus wiederkehrend durch die Fahnenwörter *aguante* (23) und *buevos* (24) eingeführt und stellt ein dominantes Argumentationsmuster in der Konstruktion einer eigenen (positiven) Identität der Anhängerschaft von CABJ dar:

(23) Soy de Boca porque tenemos *aguante* y no hay ninguna hinchada que a la Doce se le plante.

(24) Los de River tienen miedo porque saben que esta banda tiene *buevos*.

Dem Topos des Mutes und der Stärke steht der Topos der gegnerischen Schwäche und Feigheit gegenüber, die zentral für das *Othering* der CARP-Anhänger ist und von Schmähwörtern, wie *cagón* (25), *cobardes* (26) oder *miedo* (27), sowie der diskursleitenden Tier-Metapher *gallinas* (28) begleitet wird:

(25) River vos sos un *cagón* porque *no tenés aguante*.

(26) Qué *cobardes* los borrachos del tablón.

(27) Los de River con Boca nunca se plantan. Nos *tienen miedo*, les *faltan buevos* para el combate con los bosteros

(28) *Gallina*, siempre me chamuyás y *nunca te plantás*.

Der Topos der Feigheit konstruiert einen ungefährlichen Anderen, hier die Anhängerschaft von CARP, die mit den Stigmawörtern *correr* und *llorar* weiter pejorativ dargestellt wird. In diesen Topos fließt ebenfalls jener einer Klüngelei der CARP-Anhänger ein, die sich bei anderen Fanggruppierungen, wie z.B. *el Rojo* (29), der *barra brava* von Club Atlético Independiente aus dem Stadtteil Avellaneda, und bei staatlichen Institutionen, allen voran der Polizei – oftmals durch den Lunfardismus *yuta* (30) dargestellt –, Hilfe suchen müssen, um überhaupt den CABJ-Anhängern gegenüberzutreten zu können. Die CARP-Anhänger

werden damit als Verbündete (*vigilante* (32)) staatlich-kontrollierender Institutionen konstruiert, die dem gewaltsam-kriminellen und rauschmittelzugewandten Dasein der CABJ-Fan diametral gegenüberstehen:

- (29) Siempre *hiciste amistades* con el Rojo.
- (30) Y tu aguante es *la yuta*.
- (31) Los que *piden custodia*.
- (32) Cuando vas a la cancha vas con el *patrullero*. Vos *no tenés aguante, gallina vigilante*.

Der Topos der Gewalttätigkeit (*correr a alguien; matar a alguien*) und Rauschmittelsucht (*sos la droga*), der musterhaft im Korpus verwendet wird, trägt zusammen mit dem Topos des Mutes und der Stärke zu einer sprachlich-diskursiven Konstruktion einer positiven sozialen Identität innerhalb der CABJ-Anhängerschaft bei, die wiederum Rückschlüsse auf ein machohaftes Weltbild, d.h. das Ideal eines starken, gewaltbereiten und mutigen Mannes gegenüber einem schwachen und feigen, innerhalb dieser Gruppierung erlaubt. Die metaphorischen Konstruktionen der CARP-Anhängerschaft als *hijo bobo* und *puta*, d.h. als unmündige Kinder oder (weibliche) Prostituierte, unterstreichen diesen männlichen Allmachtsdiskurs, der sich in den aufgezeigten Topoi inhaltlich manifestiert.

5 Fazit

Anhand eines Korpus von Fangesängen der CABJ-Anhänger im Finale der Copa Libertadores 2018 konnte gezeigt werden, dass soziale Identitäten mit dem eigenen Verein und Alterationen der *outgroup* – hier CARP-Fans – bestimmten sprachlichen Mustern folgen. Auf den Analyseebenen der Schlagwörter, der Metaphorik und der Topoi habe ich versucht darzustellen, dass die eigene soziale Gruppe sprachlich-diskursiv als gewaltbereit, mörderisch, mutig und in einem positiven Sinn als fröhlich-verrückt konstruiert wird. Die *outgroup* wird hingegen sprachlich durch Feigheit, Tod und Nähe zu staatlichen Kontrollinstanzen dargestellt. Damit wird zum einen eine simple Dichotomie

zwischen den Vereinen bzw. Anhängerschaften im Sinne von Stärke, Mut und Lebendigkeit versus Schwäche, Feigheit und Tod erzeugt.¹⁰ Zum anderen erscheint gerade die positive Konnotation und sprachlich-diskursive Konstruktion von Gewalt und Allmacht als erstrebenswertes Ideal im Korpus problematisch – v.a., wenn man die (mögliche) deontische Wirkung dieser Diskurse bedenkt –, was wiederum Rückschlüsse auf gewaltvolle Realitäten im Bereich des argentinischen Fußballs¹¹ und Sagbares in der Diskursgemeinschaft Argentiniens zulässt (Alabarces 1999; Bundio 2018).

Die einseitige Berücksichtigung von Fangesängen der CABJ-Anhängerschaft erlaubt selbstverständlich nicht, allgemeingültige Rückschlüsse auf die argentinische Fußballfankultur zu ziehen. Ausgehend von dieser Arbeit ergeben sich allerdings eine Reihe von Fragen, die in zukünftigen Analysen geklärt werden könnten. Es wäre unter anderem interessant, ob sich Fangesänge anderer argentinischer Vereine divergent oder konvergent zu den hier dargestellten CABJ-Chören erweisen. Auch über den argentinischen Fußball hinaus, sollte der iberoamerikanische Fußball hinsichtlich der identitätsstiftenden Funktion dieser Textsorte diskurslinguistisch untersucht werden. Besonders spannend kann dabei ein Einbezug anderer Zeichensysteme sein, um verbale Texte mit Analysen von Spruchbändern, Melodien und/oder Gesten in einer multimodalen Diskursanalyse zu verbinden (Harjus, im Dr.). Damit könnten Diskurse im Rahmen argentinischer Fan-Gesänge holistisch gedeutet werden.

¹⁰ Rassistische Diskurse, die sich durchaus im argentinischen Fußballfangesang, u.a. bei CARP-Anhängern gegenüber CABJ-Fans finden lassen – «Vos sos un bostero, negro de la villa, porque a vos te gusta Ricky Maravilla» oder «Son de Bolivia y Paraguay, yo a veces me pregunto, che negro sucio, si te bañas» (Moreira/Bundio 2014: 10) –, sind im hier verwendeten Korpus nicht enthalten, was wiederum an den soziolokalen und -ökonomischen Divergenzen in den Anhängerschaften in Buenos Aires liegen könnte (siehe Fußnote 3).

¹¹ Gerade im Vergleich zu Fangesängen in (west-)europäischen Fußballstadien (Lavric 2019) wird deutlich, dass die hier aufgezeichneten Gewalt- und Tötungsandrohungen weit über den (west-)europäischen Diskurs hinausgehen. Die Zahl der Gewalt- und Tötungsdelikte im argentinischen Vereinsfußball verdeutlicht die deontische Potentiale der Fangesangsdiskurse (Alabarces 1999).

Bibliographie

- Alabarces, Pablo. 2018. *Historia mínima del fútbol en América Latina*. Mexico City: El Colegio de México.
- . 1999. «Post-modern Times: Identity and Violence in Argentine Football». In: Armstrong, Gary; Giulianotti, Richard (edd.): *Football Cultures and Identities*. London: Macmillan, 77-85.
- Alabarces, Pablo et al. 2018. «Argentina». In: De Waele, Jean-Michel et al. (edd.): *The Palgrave International Handbook of Football and Politics*. Cham: Palgrave Macmillan, 469-484.
- Archetti, Eduardo. 1985. «Fútbol y ethos». In: *Monografías e Informes de Investigación*. Vol. 7, N° 1, 71-109.
- Bubenhofer, Noah. 2009. *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin; New York: De Gruyter.
- Bundio, Javier. 2018. «La construcción del otro en el fútbol – Identidad y alterada en los cantos de las hinchadas argentina». In: *Cuadernos de Antropología Social*. Vol. 47, 195-212.
- Burkhardt, Armin. 1998. «Deutsche Sprachgeschichte und politische Geschichte». In: Besch, Werner; Reichmann, Oskar (edd.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin; New York: De Gruyter, 98-122.
- Danler, Paul. 2020. *Der klassische Populismus Lateinamerikas. Politolinguistische Perspektiven auf Argentinien, Brasilien und Mexiko*. Bielefeld: Transkript.
- Felder, Ekkehardt; Müller, Markus; Vogel, Friedmann. 2012. «Korpuspragmatik. Paradigma zwischen Handlung, Gesellschaft und Kognition». In: Felder, Ekkehard; Müller, Markus; Vogel, Friedemann (edd.): *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin; Boston: De Gruyter, 3-31.
- Giulianotti, Richard. 2002. «Fußball in Südamerika. Globalisierung, Neoliberalismus und die Politik der Korruption». In: Fanizadeh, Michael; Hödl, Gerald; Manzenreiter, Wolfram (edd.): *Global Players – Kultur, Ökonomie und Politik des Fußballs*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel, 159-182.
- Guerrero Salazar, Susana. 2018. *Creatividad y juego en el discurso deportivo de la prensa: aportaciones léxico-semánticas*. Madrid: Arco Libros.
- Harjus, Jannis. Im Druck. *Kontrastive Romanistische Diskurslinguistik. Multimodale Rivalitätskonstruktionen in portugiesischen, spanischen, katalanischen und französischen Sportzeitungen*. Berlin: Frank & Timme.
- . 2017. «El corazón de la afición está contigo: un acercamiento lingüístico discursivo a los himnos oficiales de fútbol catalanófonos, lusófonos e hispanófonos en la Península Ibérica». In: *ATEM – Archiv für Textmusikforschung*. Vol. 2, 1-18.
- Janich, Nina. 2013. *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.

- Kumiega, Lukasz. 2012. «Medien im Spannungsfeld zwischen Diskurs und Dispositiv». In: Dreesen, Philipp; Kumiega, Lukasz; Spieß, Constanze (edd.): *Mediendiskursanalyse. Diskurse, Dispositive, Medien, Macht*. Wiesbaden: Springer VS, 25-46.
- Lakoff, Georg/Johnson, Mark. 2003. *Metaphors We Live by*. Chicago: University of Chicago.
- Lavric, Eva. 2019. «Reale und fiktive Sender-Adressaten-Konstellationen in Fußball-Fangesängen – mit romanischen Beispielen». In: *ATEM – Archiv für Textmusikforschung*. Vol. 4, 1-31.
- Lavric, Eva et al. (edd.). 2008. *The Linguistics of Football*. Tübingen: Narr.
- Luhrs, Joanne. 2008. «Football chants and ‘blason populaire’: The construction of local and regional stereotypes». In: Lavric, Eva; Pisek, Gerhard; Skinner, Andrew; Stadler, Wolfgang (edd.): *The Linguistics of Football*. Tübingen: Narr, 233-244.
- Mast, Maria; Weiland, Verena. 2017. «Kultureme als diskurslinguistische Analysekatgorie?». In: Busse, Beatrix; Warnke, Ingo (edd.): *Diskurs – semiotisch*. Berlin; Boston: De Gruyter, 227-248.
- Moreira, Verónica; Bundio, Javier. 2014. «Rivalidad, juego y disputa: prácticas de aliento entre hinchas de fútbol en Argentina». In: *Lúdicamente*. Vol. 6, N° 3, 1-19.
- Mühlbacher, Karin. 2011. *A por ellos, oé! Análisis literario y cultural de los cánticos y los himnos de fútbol*. Saarbrücken: Editorial Académica Española.
- Mwangi, Simone. 2019. *Nationale Identitätskonstruktionen in Argentinien. Pressediskurse in Zeiten der Krise*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Parrish, Charles; Nauright, John. 2013. «Fútbol cantitos: negotiating masculinity in Argentina». In: *Soccer & Society*. Vol. 14, N° 1, 1-19.
- Roth, Kersten Sven; Spiegel, Carmen. 2015. «Umriss einer angewandten Diskurslinguistik». In: Roth, Kersten Sven; Spiegel, Carmen. (edd.): *Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven*. Berlin: Akademie Verlag, 7-16.
- Schiering, René. 2010. «Bricolage und Ritualisierung: Zur Semiotik der Fan-Gesänge». In: Ziem, Alexander (ed.): *Fußball als Leitdiskurs*. Tübingen: Stauffenberg, 287-304.
- Spitzmüller, Jürgen; Warnke, Ingo. 2011. *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transkulturellen Sprachanalyse*. Berlin; Boston: De Gruyter.
- Tajfel, Henri. 1974. «Social identity and intergroup behavior». In: *Social Science Information* Vol. 13, 65-93.
- Tajfel, Henri; Turner, John. 1979. «An integrative theory of intergroup conflict». In: Austin, William; Worchel, Stephen (edd.): *The social psychology of intergroup relations*. Belmont: Wadsworth, 33-48.
- Taylor, David B.; Cobbs, Joe B. 2015. «Rival conceptions of rivalry: Why some competitions mean more than others». In: *European Sport Management Quarterly*, Vol. 15, 227–248.
- Tekin, Beyza. 2010. *Representations and Othering in Discourse. The construction of Turkey in the EU context*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

- Warnke, Ingo. 2007. «Diskurslinguistik nach Foucault - Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen». In: Warnke, Ingo (ed.): *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände*. Berlin; New York: De Gruyter, 3-24.
- Warnke, Ingo; Spitzmüller, Jürgen. 2008. «Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen». In: Warnke, Ingo; Spitzmüller, Jürgen (edd.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin; New York, 3–54.
- Wengeler, Martin. 2018. «Diskursanalyse als Argumentationsanalyse». In: Warnke, Ingo (ed.): *Handbuch Diskurs*. Berlin; Boston: De Gruyter, 242-264.
- Wrana, Daniel; Ziem, Alexander; Reisigl, Martin; Nonhoff, Martin; Angermüller, Johannes (edd). 2014. *DiskursNetz: Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. Berlin: Suhrkamp.

Lars Thorben Henk (Landau)

Édouard Louis' «J'accuse». Ein spätmoderner Adept Zolas?

French history of literature is undoubtedly characterized by a tradition of social criticism portraying the working class' misery that can be traced back at least to the 19th century. Among these depictions, Zola's novels have a prominent position. This is, among other aspects, due to their pretended scientific foundation and their pretentious claims to be scientific studies. The contemporary author Édouard Louis situates himself in this tradition of Zola's naturalism. This invites us to examine the interrelation between Zola and Louis more closely. Based on the common ground of scientific foundation, scientific ambition and social commitment pursued in their novels, it will be demonstrated that Louis is a late-modern Zola whose milieu and character descriptions follow in detail Zola's constructions.

Keywords: *Zola; misery; literature; scientific novel; Louis;*

1 Einführung

Der Eintritt der *classes populaires* in die französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts lässt sich anhand von vier Romanveröffentlichungen nahezu genau datieren. Bekanntlich liefert Victor Hugo's *Les Misérables* (1862) ein erstes besonders eindrückliches, jedoch ambivalentes Zeugnis des alltäglichen Leidens der französischen Bevölkerung an und in der Gesellschaft. Hugo ist der erste Literat, der die Not der Arbeiterschaft in seinem Vorwort als eine «condamnation sociale» (ibid.: 1) umfassend anprangert. Gleichzeitig erzählt er jedoch innerhalb des Romans den Pauperismus der Arbeiter zwischen der Restauration und der beginnenden Julimonarchie im epochentypischen Kleid der spätromantischen Verklärung der Romanhelden und -heldinnen, die ihrem Schicksal ausgeliefert sind.

Mit dem Aufkommen des Realismus wird diese Idealisierung aufgehoben. So verwundert es nicht, dass der als Literat und Literaturkritiker bekannte Émile Zola den wirklichen Eintritt des *peuple* in die Literatur mit der Veröffentlichung von *Germinie Lacerteux* (1865) der Brüder Goncourt ansetzt. Die Gebrüder seien «des écrivains d'observation et de style» (Zola zit. nach:

Mitterrand 2001: 282), die die *basses classes* – methodologisch auf der Höhe ihrer Zeit – von ihrem romantischen Joch befreit hätten. Schließlich ist es Zola selbst, der das Proletariat literarisch *konsekriert*. Unter den Elendsberichten des 19. Jahrhunderts nehmen seine Arbeiterromane *L'Assommoir* (1877) und *Germinal* (1885) eine herausgehobene Stellung ein. Gegen Hugos romantisch-idealistische Moralisierung bzw. Verklärung des *peuple* und gegen die bloß deskriptive Zielsetzung der Goncourts stellt Zola als erster vollkommen ungeschönt die Elendsdimensionen des industriellen Arbeiterlebens sowie deren Gründe dar. Die *Wahrheit* seiner Porträts soll durch die naturwissenschaftliche Methodik, die Zola in Auseinandersetzung mit den Forschern seiner Zeit beansprucht, fundiert werden.¹ Seine Sittenstudien radikalisieren außerdem den sozial engagierten Impetus, der schon Hugos Vorwort eingeschrieben war.

In der französischen Gegenwartsliteratur situiert sich Édouard Louis in der naturalistischen Tradition von Zola. In seinen autosozio-biographischen *Romanen* zeichnet Louis mit soziologischer Schärfe das prekäre Leben in dem ruralen Arbeitermilieu nach, in dem er selbst aufgewachsen ist.² Schonungslos offen schildert er die Armut, den Alkohol- und Drogenmissbrauch, die familiäre Gewalt sowie die Kriminalität innerhalb seines Herkunftsmilieus. Louis thematisiert damit für das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts den Zusammenhang von Kapital und (prekärer) Arbeit, den Zola in seinem *Germinal* für das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts anhand der Minenarbeiterschaft in der französischen Provinz verhandelt hatte (cf. Zola zit. nach: Becker 1986: 256). Dabei scheut Louis nicht davor zurück, Zolas in das französische Gedächtnis eingebrannte «J'accuse» in seiner eigenen Anklageschrift *Qui a tué mon père* (2018)³ zu übernehmen und die französischen Präsidenten für das soziale Schicksal seiner Familie, insbesondere den sozialen Tod seines Vaters verantwortlich zu machen (cf. *ibid.*: 78). Louis weist sich folglich als Vertreter

¹ An dieser Stelle sei an Zolas *Roman expérimental* (1880) erinnert, in dem er, gestützt auf Claude Bernards physiologische Methode, die Verwissenschaftlichung des Romans in Aussicht stellt. Gewissermaßen fungiert diese theoretische Schrift als Prolegomena einer jeden zukünftigen Literatur, um mit Kant zu sprechen, «die als Sozialwissenschaft wird auftreten können».

² In seinem jüngsten Werk *Changer: Méthode* (2021a) hat er den bis dato als Leerstelle ausgebliebenen eigenen Aufstieg aus der Prekarität in die linke Pariser Intelligenzia beleuchtet.

³ Fortan mit der Sigle QT abgekürzt.

einer neuen *littérature engagée* aus (cf. Schuhen 2019; 2022). Die naturalistischen Anleihen gelten jedoch nicht nur thematisch, sondern vor allem in programmatischer Hinsicht. Wie Louis in einem Interview (Abescat 2014) erklärt, verfasse er keine Fiktion, sondern gebe wie Zola wissenschaftlich reflektierte Fakten wieder. Aufgrund dessen beansprucht Louis für seine Literatur, «comme le revendiquait Zola pour ses livres» einen (sozial-)wissenschaftlichen Status. Dabei liefert ihm nicht mehr die Physiologie die wissenschaftlichen Modelle, sondern die mittlerweile zur Leitdisziplin aufgestiegene Soziologie. Louis selbst hat Soziologie studiert.⁴

Von Frédéric Beigbeder (2018) wurde insbesondere Louis' *Qui a tué mon père* humoristisch verunglimpft. Er hat dieses wütende Pamphlet als «Germinal réécrit par Calimero» bezeichnet. Mit dieser Qualifizierung lässt er Louis' Anklageschrift nicht mehr sein als das Werk des berühmten *Kükens*, dessen kindliche – oder kindische – Lieblingsphrase «C'est vraiment trop injuste!» zum Leitmotiv werde. Vor diesem Hintergrund scheint eine literaturwissenschaftliche Untersuchung des Verhältnisses zwischen Zola und Louis vielversprechend.⁵ Es gilt aufzuzeigen, wie viele Elemente aus Zolas *Germinal* in Louis' Romanen zu finden sind. Gegen Beigbeder gerichtet soll die These überprüft werden, inwiefern es sich bei Louis tatsächlich um einen *legitimen* Nachfolger der Naturalisten handelt, dessen episodische Milieu- und Charakterschilderungen im Detail Zola folgend konstruiert werden.⁶

2 Aus dem Gleichgewicht: Leere Bäume in Zolas *Germinal* (1885)

Im Rahmen des 20 Bände umfassenden *Rougon-Macquart*-Zyklus hat Émile Zola zwei Romane geschrieben, die sich mit der Not der Arbeitnehmenden

⁴ Insbesondere Pierre Bourdieus Herrschaftssoziologie hat eine kardinale Bedeutung für Louis. Bourdieus Auffassungen zur Prekarität (cf. Bourdieu 1998: 95-101) greift Louis auf. Er tritt an, die Folgen dieser spätmodernen Form der Dominanz anhand seines Familienberichts zu illustrieren.

⁵ Einige Gedankengänge, die der Vorbereitung der Analyse dienen, erlaube ich mir erneut aufzugreifen (cf. Henk/Myszkowski 2022).

⁶ Ergänzend werden *En finir avec Eddy Bellegueule* (2014), *Combats et métamorphoses d'une femme* (2021b) und *Changer : méthode* (2021a) herangezogen. Im Folgenden mit den Siglen EE, CMF und CM abgekürzt.

beschäftigen. Während er in seinem 1877 veröffentlichten Roman *L'Assommoir* die *misères* der Handwerker und Industriearbeiter in Paris beleuchtet, schildert der 1885 erschienene *Germinal* den kollektiven Kampf von Bergarbeitern gegen ihre unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen. Der Roman steht dabei gewissermaßen in diskontinuierlicher Nachfolge zu *L'Assommoir*. Die Einsicht, dass erst die menschenunwürdigen Arbeitsgrundlagen, der magere Arbeitslohn sowie die elendigen Wohnbedingungen die Beschäftigten zum Alkohol verführen und sie schließlich «en un troupeau d'ivrognes déguenillés» (Zola zit. nach: Mitterand 1962: 190) verwandeln, bleibt den Protagonisten aus *L'Assommoir* verwehrt. Eine politische Selbstorganisation, gar ein Protest gegen die Gewalt bleibt dort folglich aus. Hingegen macht Zola einige Jahre später das Wissen um die Gründe für ihr eigenes Elend in *Germinal*⁷ zum Ausgangspunkt des Romaneschehens. Die Grubenarbeiter erkennen, dass sie die Opfer unternehmerischer und staatlicher Gleichgültigkeit sind. Sie sind sozial Enterbte (cf. Mitterand 2001: 737), deren Arbeitskraft missbraucht wird. Sie sind «ces misérables qui travaillent et qui souffrent» (Correspondance 1985c: 347). Diese Erkenntnis führt sie schließlich dazu, gegen ihre Lebensbedingungen aufzubegehren (cf. Correspondance⁸ 1985a: 155).

Dieses soziale Erbe, ein entbehrungsreiches Leben zu führen, lässt sich bereits anhand des konsternierten Bekenntnisses der Maheude⁹ erkennen (cf. Becker 1984: 108):

Quand on est jeune, on s'imagine que le bonheur viendra, on espère des choses; et puis, la misère recommence toujours, on reste enfermé là-dedans... Moi, je ne veux du mal à personne, mais il y a des fois où cette injustice me révolte (G: 342).

Die Maheude betrachtet das Bergbauarbeiterleben ausschließlich als eine nicht zu entkommende Not, die eine Generation nach der anderen in den Abgrund zieht. Somit lässt sich auch keine kollektive Verbesserung antizipieren. Diese *misère* ist der sozialen Position des Minenarbeiters eingeschrieben; das

⁷ Fortan im Fließtext mit der Sigle G und der Seitenzahl zitiert.

⁸ Eine für mich erhellende Auseinandersetzung mit den Briefen Zolas hinsichtlich der Konzeption, der Veröffentlichung und der Rezeption seines Romans *Germinal* hat Rita Schober (cf. 2003: 73-84) vorgelegt.

⁹ Die Frauenrufnamen werden an den Namen des Ehemannes angeglichen.

verallgemeinerte «on» ist ausweglos zum Elend verdammt. Aus diesem Kollektiv der Verelendung sticht die Familie Maheu hervor. Anhand ausgewählter Familienmitglieder, vom Großvater ausgehend, lässt sich das entbehrungsreiche Leben des gemeinen Grubenbeschäftigten in seinen verschiedenen Dimensionen veranschaulichen.

Vincent Maheu, genannt Bonnemort, ist ein fast 60-jähriger Minenarbeiter, der unter starken Hustenanfällen und dem Ausspeien teerigen Auswurfs leidet. Diese Erkrankung ist seiner 50-jährigen Kohleförderungsarbeit geschuldet. Bereits im Alter von sieben Jahren ist er zum ersten Mal in den Voreux-Schacht hinabgefahren (cf. G: 248; 250). Seinen Spitznamen hat er im Unterschied zu seinen männlichen Verwandten, deren Blut und Knochen von den einbrechenden Schächten verschlungen wurden (cf. G: 250-251), der Tatsache zu verdanken, dass er gleich drei Schachteinstürze nahezu unverletzt überlebt hat. Um Geld zu verdienen, bleibt den Arbeitskräften trotz der Lebensgefahr in dieser Region keine andere Möglichkeit als in den Schacht zu steigen: «On faisait ça de père en fils» (G: 251). Damit reproduziert die Arbeiterschaft ihre eigene *misère*. Die gesundheitlichen Langzeitfolgen der Arbeit, die wie ein Fluch Generation um Generation heimsuchen, betreffen nicht allein die Lunge. Im weiteren Verlauf wird Bonnemort zunächst arbeitsunfähig, weil ihn seine Beine nicht mehr tragen (cf. G: 502). Der Lohnausfall des Großvaters, dessen Rente aufgrund der Verstrickung der Maheu-Familie in die politische Selbstorganisation der Werksbeschäftigten einbehalten wird, stürzt die Familie in eine weitere finanzielle Krise. Schließlich wird Bonnemort – ohne vorausgehende Erklärung – stumpfsinnig und verbringt seinen Tag damit, im Stuhl sitzend in eine Schale zu spucken (cf. G: 502). Eindrücklich zeigt Zola, wie die Ausbeutung der Minenarbeiter in ihre Körper eingeschrieben wird.

Auch Vincents Sohn und dessen eigene Familie zählen zu den sozial Enterbten, die mit dem lebensgefährlichen Beruf ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen. Jedoch reicht der Lohn, den die Familie gemeinsam im Schacht pro Tag verdient, kaum zum Überleben. Das unzureichende Gehalt lässt bereits einige Tage, bevor die neue Lohntüte abgeholt werden kann, «à peine une lchette de beurre» (G: 257) für das Frühstück übrig. Etienne ist es, der später die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft auf den Punkt bringt: «Était-ce possible qu'on se tuât à une si dure besogne, dans ces ténèbres mortelles, et

qu'on n'y gagnât même pas les quelques sous du pain quotidien?» (G: 276). Eingefangen wird ihre materielle Not in der Mangelernährung, die wiederum als «pâleur anémique» (G: 254), von der die ganze Familie betroffen ist, sichtbar wird. Tatsächlich sind es diese vier Damoklesschwerter der permanenten Lebensgefahr, der Folgeerkrankungen, des geringen Verdiensts, sowie der damit verbunden stetig präsenten Drohung «de crever de faim» (G: 372), die die Lebensumstände der Arbeitenden charakterisieren.

Als ein neues Lohnsystem eingeführt werden soll, das offenkundig eine versteckte Lohnminderung und damit eine unternehmerisch gewollte Einsparung darstellt (cf. G: 351), beschließen die Minenarbeiter, nicht zuletzt durch ihre politische Gallionsfigur Etienne, den Streik. Im Unterschied zu den Arbeitenden in *L'Assommoir* durchschaut die Minenarbeiterschaft das Machtspiel. Sie erkennen die Herrschaftsstrategien dahinter und wollen ihre Ausbeutung nicht länger tolerieren. Damit wird eine kataklystische Gewaltspirale in Gang gesetzt, deren Grundlage das ökonomische Kalkül mit dem Elend der Arbeiter ist, wie es von Souvarine enthüllt wird:

Augmenter le salaire, est-ce qu'on peut ? Il est fixé par la loi d'airain à la plus petite somme indispensable, juste le nécessaire pour que les ouvriers mangent du pain sec et fabriquent des enfants... S'il tombe trop bas, les ouvriers crèvent, et la demande de nouveaux hommes le fait remonter. S'il monte trop haut, l'offre trop grande le fait baisser... C'est l'équilibre des ventes vides, la condamnation perpétuelle au baignoire de la faim (G: 329).

Auch in der Familie Maheu fordert dieses Kalkül ein erstes Opfer, als die gesundheitlich angeschlagene Tochter Alzire den Hungertod stirbt. Daraus folgend richtet sich der Hass Bonnemorts gegen die Tochter der Familie Grégoire, den sichtbaren Ausdruck der anonym auftretenden Kapitalherrschaft.¹⁰ Fast vollständig gelähmt und von Hunger gegrämt, tötet Vincent Maheu in einem scheinbaren Wahnsinnsanfall Cécile Grégoire, als sie dem Alten gebrauchte Stiefel schenken will (cf. G: 531-533). Es ist sicherlich kein Zufall, dass in der Beschreibung Bonnemorts, die der Gewalttat unmittelbar

¹⁰ Die Grégoires leben von ihren Gesellschaftsanteilen. Sie haben niemals gearbeitet. Den Beschäftigten in der Mine weisen sie selbst die Verantwortung für ihre *misère* zu (cf. G: 300). Ihre Ahnungslosigkeit wird auch bei ihrem Besuch der Familie Maheu sichtbar. Den teerigen Auswurf von Bonnemort erklärt sich der unwissende M. Grégoire mit einer Erkältung (cf. G: 531).

vorausgeht, dessen Feststellung, dass die Grubenarbeit vom Vater auf den Sohn ausgeübt werde, nun als Erzählerkommentar erneut aufgegriffen wird: Bonnemort, vom Wasser angeschwollen und einem verstümmelten Tier gleichend, ist die Manifestation des Beschäftigten, «détruit de père en fils par cent années de travail et de faim» (G: 532). Die soziale Reproduktion der Lebens- und Berufsbedingungen zerstört den Arbeiter auch moralisch – mit weitreichenden Konsequenzen für die Nutznießer der Ausbeutung.

Unter Rückbezug auf die Rede der Maheude unterwerfen sich die Arbeitskräfte mit ihrer Entscheidung zum Streik nicht länger dem Minotaurus des Kapitals (cf. Becker 1984: 121; 1990: 109), den scheinbar autonomen Mechanismen des Finanzmarkts, der ihnen das elende und tödliche Gesetz für ihr Leben diktiert. Mit offenem Visier wird der Kampf zwischen Kapital und Arbeit verhandelt. Dass der Streik unter der Hungerlast und dem Gewaltexzess zusammenbricht und dass die von Etienne gegründete Organisation gegen das Kapitalmonster von dem Anarchisten Souvarine entscheidend sabotiert wird, sodass die *misère* scheinbar perpetuiert wird, verstärkt die soziale Misslage. Zolas Ziel ist offenkundig:

Je n'ai eu qu'un désir, les montrer tels que notre société les fait, et soulever une telle pitié, un tel cri de justice, que la France cesse enfin de se laisser dévorer par l'ambition d'une poignée de politiciens, pour s'occuper de la santé et de la richesse de ses enfants (Correspondance 1985b: 254).

Der Roman selbst lässt das Lesepublikum jedoch weder mit dem Bild der Niederlage der Arbeiter noch mit der prekären Maheude zurück, die nach dem Tod ihres Ehemannes und drei ihrer Kinder wieder in die Grube fährt, um ihre übriggebliebene Familie zu ernähren. Stattdessen beschreibt Zola aus der Perspektive des davonziehenden Etiennes einen anbrechenden Frühling. Das Aufblühen der Natur verschränkt Zola mit dem Keimen einer menschlichen Arbeiterarmee, «dont la germination allait faire bientôt éclater la terre» (G: 553). In diesem Rahmen wird die Initiation des Volkes angekündigt, das letztendlich trotz des Scheiterns des Streiks und trotz des Mineneinsturzes dem Monster des alles verschlingenden Kapitals bereits eine unheilbare Wunde zugefügt hat (cf. Becker 1984: 121). Das letzte Wort behält damit die Vorstellung einer nahenden Revolution, mithilfe derer die Arbeiter das blutige Erbe ihrer Not gegen ihre blühende Zukunft rechtmäßig eintauschen werden. Zola bekennt,

dass er seinen Roman gerade nicht als Aufforderung zur Revolution verstanden wissen will (cf. *Correspondance* 1985c: 347f.). Nichtsdestotrotz evoziert er die Drohung einer kollektiven Erhebung der Arbeiterschaft, die mit dem Titel *Germinal* an einen Volksaufstand gegen den Hunger im Revolutionskalendermonat «germinal» erinnert, um seiner Forderung nach politischem Handeln zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Deprivilegierten mehr Nachdruck zu verleihen (cf. Becker 1984: 127-128; Becker 1993: 136).

3 Édouard Louis: Mein Vater, mein Vater, was birgst Du so schmerzerfüllt dein Gesicht

Auch Édouard Louis greift das Revolutionsmotiv in seinem Pamphlet *Qui a tué mon père* (2018) auf, kehrt aber letztendlich die positive Bildlichkeit von Zola um. Seinem Vater Jacky Bellegueule werden die prägnanten Schlussworte in den Mund gelegt: «Tu as raison, je crois qu'il faudrait une bonne révolution» (ibid.: 80). Auf den ersten Blick scheint Louis damit die Vision einer nahenden Revolution heraufzubeschwören, die gegen die Indifferenz der Nutznießer der Ausbedeutung gerichtet, die Not der Fabrikarbeiter in der Provinz ein für alle Mal zu beenden vermag. Denn die Aussage des Vaters ist durch die einführende Zustimmung offensichtlich eine Replik auf die vorausgegangenen Erklärungen seines Sohnes.¹¹ Der Leser muss daher glauben, dass Louis selbst von einer Revolution als legitimer Maßnahme überzeugt ist, wenn die neoliberale Politik, die für das Elend der Arbeiter verantwortlich ist, den Betroffenen nicht endlich zu Hilfe kommt. Auf den zweiten Blick konterkariert Louis jedoch die Möglichkeit einer erfolgreichen Revolution. In der Sequenz stehen Louis' Aussagen zu seiner politischen Tätigkeit – «Oui, de plus en plus» (QT: 80) – und die Antwort seines Vaters unverbunden nebeneinander. Dass dem «Tu as raison» eine von Louis getätigte Aussage hinsichtlich des Aufrufs zur Revolution vorausgeht, lässt sich aus dem Dialog, trotz der Pause einiger Sekunden, gerade nicht ableiten.

¹¹ Jacky verwendet an dieser Stelle den *Conditionnel*, was darauf verweist, dass die Notwendigkeit zur Revolution nur gegeben ist, wenn eine bestimmte Bedingung erfüllt ist.

Geschickt konstruiert Louis hier ein Versteckspiel hinsichtlich dessen, was er wirklich über die Notwendigkeit einer Revolution denkt. Unabhängig davon wird durch die Erzählung jedoch nahegelegt, dass er die Revolution für eine erfolglose Maßnahme hält. Dies wird damit verdeutlicht, dass eine kollektive Erhebung der Arbeiterschaft gegen die neoliberale Politik die Mobilisierung eines Arbeitertypus voraussetzen muss, dessen desolater Gesundheitszustand allerdings ein solches Engagement gar nicht mehr zulässt. Für diesen Typ steht Louis' Vater. Das Wunschbild einer keimenden Arbeiterarmee von Zola, die es vermag, einen politischen Kampf zu führen, wird von Louis einkassiert: Diese Armee wird es nicht geben können. Allem Anschein nach macht Louis klar, dass die *alte Arbeiterklasse* gar nicht revolutionsfähig ist.

Dies bedeutet nicht, dass Louis vor der neoliberalen Politik Macrons, den er gemeinsam mit seinen linken Intellektuellenkollegen Didier Eribon und Geoffroy de Lagasnerie zum Feindbild erklärt hat, resigniert. Dies zeigt sich auch in der Zielsetzung seines Schreibens. Als Autor will er Partei für die prekären Arbeiter ergreifen, die der Staat zu einem Leben in Armut und Elend verurteilt. Er will Bücher schreiben, «qui soient des armes pour les autres» (CM: 324). Louis' soziales Engagement setzt auf die Waffen der Aufklärung, der Erkenntnis und der Reflexion.

Anhand seines familiären Nucleus verdeutlicht Louis die enge Verschränkung zwischen neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik sowie individueller Lebens-, das heißt vor allem *Leidensgeschichte*. Sein Vorhaben, das Arbeitermilieu mittels eines transgenerationellen Familienporträts zu inszenieren, greift er von Zola auf. Vincent Maheu entspricht bei Louis dem Vater Jacky Bellegueule. Genau wie Bonnemorts geschundener Körper die unternehmerische und staatliche Gleichgültigkeit angesichts des gesundheitlich desolaten Status der Arbeiter anprangert, klagt die Krankenakte von Jacky Bellegueule «l'histoire politique» (QT: 78) an. Die politischen Entscheidungen haben Louis' Vater zu diesem Leben verurteilt (cf. QT: 69). Jackys desaströse Konstitution verdeutlicht, wie die politischen Maßnahmen über dessen Leben und Tod entscheiden (cf. QT: 24; 72f.). Insbesondere die Tatsache, dass der Staat die notwendigen Medikamente gegen die mit dem Unfall zusammenhängenden Verdauungsschwierigkeiten von Jacky

Bellegueule nicht mehr zahlt, weist auf dessen kalkulierten Tod hin.¹² Genau wie Vincent Maheu ist Jacky Bellegueule für Louis kein Einzelfall, sondern Ausdruck des inkarnierten allgemeinen Schicksals des (spät-)modernen Arbeitertyps, der der «monde des déshérités» (CM: 48) qua Arbeitersein angehört.

Aus dieser Zugehörigkeit ergibt sich, dass sich das Familienleben als eine sukzessive Aneinanderreihung von alltäglichen Szenen des Elends liest. Seine vielköpfige Familie kann Jacky aufgrund des schmalen Fabrikarbeitergehalts kaum ernähren. Eindrücklich sind die von Louis geschilderten Szenen, in denen ihn seine Mutter am Ende des Monats zum Betteln zu den Nachbarn und zum Anschreiben im Supermarkt schickt, weil das Geld nicht mehr reiche (cf. CM: 14; EE: 92). Louis bedient sich an dieser Stelle an den mehrfach geschilderten Bettel- und Anschreibepisoden aus Zolas *Germinal*, um die Armut der Familie zu verdichten. In Kontinuität zu Zola werden mangelnder Verdienst und Hunger zu dauerhaften Konstituenten der sozialen Not innerhalb von Louis' Porträt.

Im *Germinal* hatte Zola auch die Folgen der Mangelernährung dargelegt und gemäß der hereditären Dimension seines *Rougon-Macquart*-Zyklus mit der individuellen Biologie verknüpft. Jeanlin Maheu gilt in dieser Hinsicht als degeneriert (cf. Darbouze 1997 61ff.; Becker 1984: 116). Bereits sein Äußeres wird mit dem eines Affen verglichen. Jeanlin scheint außerdem über keinen moralischen Verhaltenskodex zu verfügen, was ihn nicht nur seine Freunde tyrannisieren, sondern ebenfalls einen Mord an einem unschuldigen Soldaten verüben lässt. Für Zola liegt es auf der Hand, dass Jeanlin das Produkt einer über Generationen vererbten sozialen Lage ist. Bei Louis entspricht dessen Cousin Sylvain dem Maheu-Jungen. Sylvain stammt aus einer alkoholkranken (inzestuösen) Familie. Der Alkoholmissbrauch reproduziert sich auch bei ihm. Er durchlebt eine beeindruckende kleinkriminelle Karriere, die ihn schließlich ins Gefängnis führt, wo er mit nicht einmal 30 Jahren verstirbt (cf. EE: 128-142).

¹² Dies ist eine Form von Rassismus, wie ihn Ruth Gilmore versteht und an die Louis erinnert (cf. QT: 11-12).

Generell sind Gewaltausschweifungen ein wiederkehrendes Thema bei Louis. Diese werden nicht selten durch den ausschweifenden Alkoholkonsum hervorgerufen. Der alltägliche Hedonismus hat dabei nicht primär das Ziel, Gewalt zu provozieren, sondern das eigene prekäre Leben zu vergessen (cf. QT: 24).¹³

Angesichts dieses Daseins fasst Louis' Mutter prägnant zusammen: «Quelle vie de merde qu'on a» (CM: 331). In ihrer Antwort erinnert sie an das konsternierte Bekenntnis der Maheude aus *Germinal*. In den Romanen kommt beiden Frauen die Funktion zu, die Wahrheit ihrer Lebensbedingungen konzise zu bestimmen. Ihre desillusionierten Äußerungen geben darüber Aufschluss, dass «rien ne change, jamais» (EE: 103). In der Tat aktualisieren Louis' Romane die Erfahrung der sozialen Reproduktion, die auch anhand der Maheu-Familie dargelegt hatte. Louis stellt lapidar fest, dass das prekäre Leben seiner Eltern «la plus parfaite expression du déroulement normal des choses» (EE: 70) sei.¹⁴ Die Frauen gehorchen überwiegend dem implizit gesetzten Imperativ einer früh ausgeübten Sexualität und damit verfrühter Schwangerschaften (cf. EE: 59), die sie an Haus und Familie binden. In der Ehe *müssen* sie sich verprügeln lassen und die Alkoholexzesse ihrer Männer aushalten. Dieses Verdikt der Reproduktion gilt ebenfalls für die Männer des Dorfes: Das Leben etwa von Jacky «était la reproduction quasi exacte de la vie, de son arrière-grand-père, de son grand-père, de son père et de son fils» (CM: 15). Die männlichen Biographien haben den frühen Austritt aus dem Bildungssystem, die Arbeit in der Fabrik, den Alkoholmissbrauch und die Gewalt gemein (cf. *ibid.*; QT: 32-33). In Louis' Erzählungen wird die generationsübergreifende Perpetuierung der elenden sozialen Position insbesondere an die stetige Performanz dieser kollektiv wirkenden Maskulinitätsideale gebunden. Ein Arbeitermann, ein *dur* zu sein, wie Louis erklärt, bedeutet dabei letztendlich, dem indirekten

¹³ Dass der Alkoholmissbrauch unmittelbar mit der Prekarität zusammenhängt, ergibt sich aus Bourdieus Ansatz. Der Prekariere, der seine Zukunft nicht planen, nicht gestalten kann, ist zu einem Leben in der konkreten Präsenz verdammt. Exzessiver Genuss ist eine Konsequenz der fehlenden staatlichen Unterstützung (cf. Bourdieu 1979: 204).

¹⁴ Aufgrund der Aussichtslosigkeit, dieser zu entkommen, wird diese Not zu einer Tugend gemacht. So kann ein Vater symbolisches Kapital akquirieren, wenn sein Sohn denselben Weg einschlägt (cf. EE: 25-26).

Imperativ der Ablehnung des Femininen zu folgen, weil jegliches weiblich bzw. weibisch anmutende Verhalten, wie das Interesse an der Schule, sobald es von einem Mann ausgeübt wird, dem Homosexualitätsverdacht unterliegt. Diese sexuelle Devianz konterkariert wiederum das Virile (cf. QT: 32-33; Ernst 2022: 215-219; Henk/Myszkowski 2022: 66-71). Ein Mann zu sein, zwingt deshalb zur Zurückweisung der Unterwerfung «aux règles de l'école, à la discipline, à ce que les professeurs demandaient ou exigeaient» (QT: 32) – was bleibt, ist die Arbeit in der Fabrik. Dieser fundamentale Imperativ strukturiert den Kosmos der Prekarier und gilt folglich als Prinzip, als Tugend innerhalb einer auf Virilität abzielenden Kosmologie. Verdichtet wird der intersektional ausgelotete Zusammenhang von Armut und Männlichkeit in Louis' Diktum: «La masculinité t'a condamné à la pauvreté, à l'absence d'argent. Haine de l'homosexualité = pauvreté»¹⁵ (QT: 34).

Auch die nachfolgende Generation ist zur Übernahme dieses virilen Kompasses verurteilt: Als einfacher Arbeiter fristet ebenfalls Louis' Halbbruder Vincent dieses Fabrikarbeiter-Dasein. Den Teufelskreis der sozialen Reproduktion verdichtet Louis deshalb im Bild der niemals stillstehenden Fabrik (cf. EE: 35), die wie der Montsou-Schacht Zolas als infernal beschrieben wird. Angesichts dieses sozialen Schicksals wird Louis' engagiertes Ziel nachvollziehbar, Waffen zur Reflexion vorzulegen, um die Politik zum Handeln zu bewegen. Sie ist in den Augen von Louis dafür verantwortlich, dass die Arbeiter lebenslang und generationsübergreifend unter den Damoklesschwertern der Armut und der gesundheitlichen Langzeitfolgen zu leiden haben. Es wird verständlich, warum Louis (cf. QT: 78) nicht davor zurückscheut, Zolas «J'accuse» zu übernehmen und die französischen Präsidenten angesichts der Prekarität seiner Familie anzuklagen.

¹⁵ Für die Durchdringung dieses Grundsatzes, cf. insbesondere Ernst (2022).

4 Schlussfolgerung

Zolas im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erschienener Roman *Germinal* analysiert mit soziologischer Schärfe die *conditio humana* der prekären Arbeiter vor der Einführung flächendeckender Schutzmechanismen.¹⁶ Louis' Bücher lesen sich als Studien unter veränderten Vorzeichen. Er untersucht die Lebensbedingungen nach der Eliminierung dieses Sicherungssystems im Zuge der Neoliberalisierung des Sozialstaats, die mit dem Ende der *Trentes Glorieuses* einsetzt. Die Untersuchung legt vor allem eine grundlegende Parallele in der Darstellung des Zusammenhangs von Kapital und Arbeit in den Romanen von Zola und Louis frei (cf. Henk/Myszkowski 2022). Dieser wird als Ausbeutungsverhältnis in seinen sozialen und individuellen, vor allem körperlichen Dimensionen ausbuchstabiert. Für beide Autoren fungieren die Arbeitenden jeweils als Spielsteine zur Aufrechterhaltung unkontrollierbar gewordener Kapitalströme, die von anonymen (Aktien-)Gesellschaften in Hinterzimmern verwaltet werden. Dank der Komplizenschaft zwischen Finanzmarkt und Politik sind sie die sozial Enterbten, dazu gezwungen, just dieses Erbe generationsübergreifend zu reproduzieren. Louis' Arbeiter leiden genau wie ihre Ahnen bei Zola unter dem geringen Verdienst, das die Ernährung der Familie nahezu verunmöglicht, sowie den Folgeerkrankungen. Genau wie im 19. Jahrhundert wird auf dem aktuellen Arbeitsmarkt wieder mit dem «Gleichgewicht der leeren Bäuche» (G: 329) gespielt. Dem Schicksal der Prekarität können die spätmodernen Prekariere mangels staatlicher Unterstützung nicht entkommen. Die Leser dürfen gespannt darauf sein, ob es angesichts dieser desolaten Soziallage zu einer Revolution kommen wird.

Dass Louis' Elendshistorie ein kindisches Porträt sei, das mit dem Meisterwerk Zolas nichts gemein hat, wie der in ein privilegiertes Elternhaus hineingeborene Beigbeder (2018) nahelegt, ist ein zu drastisches Urteil, das durch die parallelen Charakterkonstruktionen in Frage gestellt werden muss. Louis ist in dieser Hinsicht ein spätmoderner Zola, der es versteht, Zolas Roman für seine Generation zu aktualisieren. Das Thema der sozialen Reproduktion wird also auch literarisch reproduziert. Allerdings geht Louis'

¹⁶ Diese Entwicklung hat Castel (1995) nachgezeichnet.

Literatur in Zolas Darstellung nicht auf. So verwendet der Soziologe Louis nicht nur die Wissenschaft als Beglaubigungsstrategie, sondern auch seine eigenen *authentischen* Erfahrungen. Weiterhin ist Louis' Verhandlung der sozialen Reproduktion, wie gezeigt worden ist, intersektional ausgerichtet (cf. Henk/Myszkowski 2022).

Bibliographie

- Abescat, Michel. 2014. «Édouard Louis : J'ai deux langages en moi, celui de mon enfance et celui de la culture». In: *Télérama*, <https://www.telerama.fr/livre/edouard-louis-j-ai-deux-langages-en-moi-celui-de-mon-enfance-et-celui-de-la-culture,114836.php> (18.10.2014) (zuletzt eingesehen am 30.04.2022).
- Becker, Colette. 1984. *Émile Zola. Germinal*. Paris: PUF.
- 1986. *La fabrique de Germinal*. Paris: Sedes.
- 1990. *Zola en toutes lettres*. Paris: Bordas.
- 1993. *Emile Zola*. Paris: Hachette.
- Beigbeder, Frédéric. 2018. «Qui a tué mon père d'Édouard Louis : Germinal réécrit par Calimero». In: *Le Figaro*, <https://www.lefigaro.fr/livres/2018/05/25/03005-20180525ARTFIG00072--qui-a-tue-mon-pere-d-edouard-louis-germinal-reecrit-par-calimero.php> (zuletzt eingesehen am 30.4.2022).
- Bourdieu, Pierre. 1979. *La distinction. Critique sociale du jugement*. Paris: Éditions de Minuit.
- 1998. «La précarité est aujourd'hui partout». In: ders.: *Contre-feux. Propos pour servir à la résistance contre l'invasion néo-libérale*. Paris: Éditions du Seuil, 95-101.
- Castel, Robert. 1995. *Les métamorphoses de la question sociale. Une chronique du salariat*. Paris: Fayard.
- Darbouze, Gilbert. 1997. *Dégénérescence et régénérescence dans l'œuvre d'Émile Zola et celle de Manuel Zeno Gandía. Étude comparée*. New York et. al.: Peter Lang.
- Ernst, Christina. 2022. «„Haïne de l'homosexualité = pauvreté“?» In: Henk, Lars; Schröer, Marie; Schuhen, Gregor (edd.): *Prekäre Männlichkeiten. Klassenkämpfe, soziale Ungleichheit und Abstiegsnarrative*. Bielefeld: transcript, 211-230.
- Goncourt, Édmond et Jules de. 1979. *Germinie Lacerteux*. Paris: Union Générale d'Éd.
- Henk, Lars; Myszkowski, Yvonne. 2022. «Spiel' mir das Lied vom sozialen Tod. Prekarität in den Arbeiterromanen von Émile Zola und Édouard Louis». In: ders.; Schröer, Marie; Schuhen, Gregor (edd.): *Prekäre Männlichkeiten. Klassenkämpfe, soziale Ungleichheit und Abstiegsnarrative*. Bielefeld: transcript, 53-72.
- Hugo, Victor. 1890. «Les Misérables». In: *Œuvres complètes, Tome 27*. Paris: LE MONNIER.
- Louis, Édouard. 2014. *En finir avec Eddy Bellegueule*. Paris: Éditions du Seuil.
- 2018. *Qui a tué mon père*. Paris: Éditions du Seuil.
- 2021a. *Changer : méthode*. Paris: Éditions du Seuil.
- 2021b. *Combats et métamorphoses d'une femme*. Paris: Éditions du Seuil.
- Mitterand, Henri. 1962. *Zola journaliste. De l'Affaire Manet à l'Affaire Dreyfus*. Paris: A. Collin.
- 2001. *Zola. Tome II. L'homme de Germinal (1871-1893)*. Paris: Fayard.
- Schober, Rita. 2003. «'Germinal' im Spiegel von Zolas ‚Correspondance‘». In: Schober, Rita (ed.): *Auf dem Prüfstand. Zola – Honellebecq – Klemperer*. Berlin: Ed. Tranvia, 73-84.

- Schuhen, Gregor. 2019. «Spaltungen, Risse, Ungleichheiten. Französische Gegenwartsliteratur und die Kehrseite der Menschenrechte». In: Bluhm, Lothar et. al. (edd.): *„Bist du ein Mensch, so fühle meine Not“: Menschenrechte in kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive*. Baden-Baden: Tectum-Verlag, 167-190.
- . 2023 (in Druckvorbereitung). «Vom autobiografischen „je“ zum sozialen „Je“: Autozoziobiografien als Form der littérature engagée», in: Eser, Patrick; Witthaus, Jan-Hendrik (edd.): *Soziale Ungleichheit in Literatur und Film (Lateinamerika, Spanien und Frankreich)*. Frankfurt a.M./New York: Peter Lang.
- Zola, Émile. 1985a. «Lettre à Jacques van Santen Kolff (09. September 1884 (88))». In: Bakker, Hard B. (ed.): *Émile Zola. Correspondance, Tome 5 (1884-1886)*. Montréal: Les Presses de l'Université de Montréal, 155.
- . 1985b. «Lettre à Francis Magnard (04. April 1885 (197))». In: Bakker, Hard B. (ed.): *Émile Zola. Correspondance, Tome 5 (1884-1886)*. Montréal: Les Presses de l'Université de Montréal, 253–254.
- . 1985c. «Lettre à David Dautresme (11. Dezember 1885 (292))». In: Bakker, Hard B. (ed.): *Émile Zola. Correspondance, Tome 5 (1884-1886)*. Montréal: Les Presses de l'Université de Montréal, 347-348.
- . 2003. «L'Assommoir». In: Mitterand, Henri (ed.): *Œuvres complètes, Tome 8*. Paris: Nouveau Monde Éd., 21-287.
- . 2004. «Le Roman expérimental». In: Mitterand, Henri (ed.): *Œuvres complètes, Tome 9*. Paris: Nouveau Monde Éd., 323-451.
- . 2005. «Germinal». In: Mitterand, Henri (ed.): *Œuvres complètes, Tome 12*. Paris: Nouveau Monde Éd., 247-553.

Lea Kreiner (Erlangen-Nürnberg)

Das Genus im Sprachvergleich: Genuszuweisung bei substantivischen Lehnwörtern im Deutschen und Spanischen

This article examines principles of gender assignment in the German and Spanish language and in this way tries to answer the question of why loanwords are preferably assigned a particular gender and what criteria motivate this choice. After introducing some general aspects about gender as well as some important properties of the German and Spanish gender systems, this paper compares several formal (morphological and phonological) and semantic rules regarding gender assignment. Despite large structural differences between the languages, the comparison shows that the assignment rules prove to be in a sense cross-lingual, which do not only testify to the assumption but also the validity of an underlying system of rules.

Keywords: *gender assignment; loanwords; German; Spanish; contrastive linguistics;*

1 Einleitung

Das Genus (span. *género*) gilt seit jeher als «the most puzzling of the grammatical categories» (Corbett 1991: 1) und ist nicht nur für Linguisten, sondern auch für eine breitere Öffentlichkeit von Interesse. Weil die Zuordnung des grammatischen Geschlechts, d.h. z.B. die Attribution des Genus bei span. *el bar* (und nicht etwa **la bar*) und dt. *die Bar* (und nicht etwa **der/das Bar*), reibungslos funktioniert und *native speaker* offensichtlich über eine muttersprachliche Kompetenz verfügen, das Genus richtig zu bestimmen, sind Corbett (1991) und zahlreiche weitere Forscher zu der Annahme eines zugrunde liegenden Regelsystems gelangt. Die von ihnen aufgestellten Regeln, sog. Prinzipien der Genuszuweisung (span. *asignación de género*), liefern plausible Erklärungen für die Zuordnung der Kategorie bei substantivischen Lehnwörtern¹. Der vorliegende

¹ Der Begriff *Lehnwort* ist i.w.S. als Oberbegriff für *Lehn-* und *Fremdwort* zu verstehen. Auf eine Trennung der Termini (wie sie die germanistische Forschung vornimmt, cf. z.B. das Klassifikationsmodell von W. Betz 1949) soll im Folgenden verzichtet werden. Zur begrifflichen Differenzierung, cf. Riehl (2015).

Beitrag macht es sich zur Aufgabe, die von der Forschung bislang erarbeiteten Prinzipien der Genuszuordnung zusammenzutragen und ihre Validität in Hinblick auf die zu untersuchenden Einzelsprachen zu prüfen, wobei trotz struktureller Unterschiede der Sprachen eine gewissermaßen übereinzelsprachliche Wirksamkeit der Regeln zu zeigen ist, die sowohl die Annahme als auch die Gültigkeit eines zugrunde liegenden Regelsystems bestätigt.

Der beste Indikator für die Validität der Regeln ist dabei die Genusattribution bei Entlehnungen², da sie sich zumeist strukturell stark von nativen, d.h. erbwörtlichen, Lexemen unterscheiden (fremde Lautstruktur, ungewohnte Schreibung, intransparente Morphologie etc.). Untersucht werden neben einzelnen französischen Lehnwörtern v.a. Anglizismen³, da das Englische als aktuell weltweit größte Geber- und globale Verkehrssprache einen besonders großen Einfluss auf die Vergleichssprachen (Deutsch und Spanisch) ausübt.

2 Die grammatische Kategorie *Genus*

Der Begriff *Genus* gilt als fachsprachliche Bezeichnung für das grammatische Geschlecht und ist von einem biologischen bzw. natürlichen Geschlecht (Sexus) abzugrenzen, das sich nur auf Lebewesen bezieht.⁴ Ein direkter Zusammenhang zwischen Genus und Sexus ist nur bei Personen- und z.T. bei Tierbezeichnungen festzustellen, wenn auch nicht durchgängig. Ansonsten ist das Genus nicht semantisch motiviert. Trotzdem werden die Kontrastsprachen zu den für indogermanische Sprachen typischen auf Sexus basierten Genusystemen gezählt, die sich von anderen Sprachen (z.B. den Niger-Kongo-Sprachen) unterscheiden, die über eine Differenzierung nach Belebtheit

² Zum Prozess der Entlehnung allgemein cf. Thomason (2001: 66-76) bezüglich grundlegender Prinzipien, zu lexikalischen Spezifika Jansen (2005: 300-329) und zu grammatischen Schöntag (2009: 39-80, 132, 166).

³ Der Begriff *Anglizismus* bezeichnet Britizismen und Amerikanismen gleichermaßen. Für eine erste Übersicht über Entlehnungsweg und -zeit verschiedener englischer Lehnwörter cf. für das Deutsche Eisenberg (2018: 46-57) und für das Spanische Haensch (1969) und Schweickard (1991).

⁴ Die Einteilung in ein grammatisches und natürliches Geschlecht (span. *género gramatical* bzw. *natural*) ist für das Spanische nicht geeignet, da sich das Wort *género* ausschließlich auf ein grammatisches Geschlecht bezieht.

verfügen und deshalb auch eine deutlich größere Anzahl an Klassen aufweisen (cf. Köpcke/Zubin 2009: 132).

Das Genus wird im vorliegenden Beitrag abgekürzt als grammatische Kategorie bezeichnet, obwohl es neben einer syntaktischen Funktion meist eine lexikalische Relevanz hat, und zwar insofern als es das nominale Lexikon klassifiziert und eine Eigenschaft dieses Lexikons darstellt, weil das Genus für jedes Substantiv festgelegt ist. Bußmann (2008: s.v. *Genus*) definiert es deshalb als «lexikalisch-grammatische Kategorie». Im Folgenden sei ihre Begriffsbestimmung als Definition des Genus zugrunde gelegt:

G[enus] ist eine inhärente Eigenschaft von Nomen, die morphologisch markierte Kongruenz-Beziehungen zwischen verschiedenen syntaktischen Elementen (meist bezogen auf nominale und/oder verbale Phrasen) kontrolliert, d.h. dass mindestens eine andere Wortart (Artikel, Adjektiv, Pronomen, Verb) entsprechende morphologisch übereinstimmende Kennzeichen aufweist. Anzahl der (Sub)Klassen variieren [sic!] ebenso von Sprache zu Sprache wie ihre formalen Ausprägungen. Formale Mittel zur G[enus]-Kennzeichnung sind (a) Präfixe, z. B. in Bantusprachen wie Swahili, (b) obligatorische Singular-Artikel im Deutschen und Französischen, (c) Flexionsmorpheme im Lateinischen (id.).

Ferner ist die allgemein anerkannte Definition «Genders are classes of nouns reflected in the behaviour of associated words» von Hockett (1958: 231) anzuführen. Die von ihm genannte Reflexion zeigt sich in der Kongruenz bestimmter Bezugseinheiten – eine Hauptfunktion des Genus. Die Funktion der grammatischen Kategorie wurde in der Forschungsliteratur bereits vielfach diskutiert und ist bis heute umstritten.⁵

Der Begriff *Genus* ist mehrdeutig und steht sowohl für die grammatische Kategorie als auch für die aus dieser Kategorie resultierenden Sub- bzw. Nominalklassen, welche als Genusklassen bzw. -arten bezeichnet werden (cf. Gregor 1983: 11; Fischer 2005: 37). Diese Subklassen sind sprachenspezifisch Maskulinum (MASK), Femininum (FEM) und Neutrum (NEUT), wobei die verschiedenen Sprachen über unterschiedlich viele Unterkategorien verfügen. Hier kommt die neben der syntagmatischen Dimension (Kongruenzerzeugung) bestehende paradigmatische Dimension des Genus zum Ausdruck,

⁵ Zu den verschiedenen Theorien, cf. Weber (2001). Hoberg (2013: 6) zufolge fungiert das Genus einerseits als Mittel der Klassifizierung von Substantiven (lexikalische Funktion) und andererseits als Kongruenzerzeuger (syntaktische Funktion).

durch welche die Substantive auf die in der betreffenden Einzelsprache existierenden Genusklassen verteilt werden (cf. Hoberg 2013: 5). Jedes Nomen gehört i.d.R. einer und nur einer dieser Subklassen an. Manchmal liegt allerdings Genusschwankung mit Bedeutungsdifferenzierung vor (z.B. dt. *der/das Radio*; span. *el/la radio*).⁶ Eine Ausnahme bildet auch die Genusvariation (z.B. span. *el/la capital* 'Kapital/Hauptstadt').

Das Deutsche besitzt ein dreigliedriges Genussystem, das Maskulinum, Femininum und Neutrum unterscheidet. Die spanische Sprache verfügt dagegen über zwei Genusklassen, das Maskulinum und das Femininum. Ein Neutrum gibt es nicht (mehr), es ist – vereinfacht ausgedrückt – historisch im lateinischen Maskulinum aufgegangen. Nichtsdestoweniger gibt es vereinzelte Überreste eines ehemaligen Neutrums, wie z.B. die neutrale Artikelform *lo* (cf. Rodríguez Díez 1996), die jedoch kein Genus *Neutrum* reflektiert (cf. Schwarze 2008: 92-95).

Des Weiteren ist das Genus eine nomeninhärente Eigenschaft. Für das Substantiv, das eine genusfeste (genusinvariante) nominale Einheit des Lexikons darstellt, ist es festgelegt und bleibt konstant. Nur bei genusveränderlichen (genusvariablen) Einheiten (wie Adjektiven, Artikeln etc.) fungiert das Genus als Flexionskategorie. Die Klassenzugehörigkeit drückt sich i.d.R. über solche genusvariablen Bezugseinheiten aus, kann aber auch am Substantiv selbst markiert sein (cf. Hoberg 2013: 6), weshalb die angenommene inhärente Eigenschaft des Genus v.a. in Bezug auf die spanische Sprache umstritten ist.⁷

Es sei festgehalten, dass die nomeninhärente Eigenschaft als ständiges Merkmal allen spanischen und zumindest fast allen deutschen Substantiven anhaftet; lediglich bei deadjektivischen und departizipialen Substantiven (Differentialgenus, z.B. *ein Neuer/eine Neue*) kann sie im Deutschen wegen der hier vorliegenden Genusflexion als abwesend gelten.

Betrachtet man das deutsche und spanische Genussystem im Vergleich, fällt außerdem ein erheblicher Unterschied in Bezug auf das Kriterium der Transparenz auf. Das Spanische verfügt über einen höheren Grad formaler

⁶ Cf. für das Deutsche Schulte-Beckhausen (2002) und für das Spanische Rodríguez González (2019).

⁷ Zu den «heterogenen Auffassungen zum (morphologischen) Status der Substantivendungen im Spanischen» cf. die Übersicht bei Schwarze (2008: 150), die sich selbst für Genusflexion ausspricht.

Transparenz, da es im Gegensatz zum Deutschen ein weitgehend, aber nicht vollständig offenes Genus (engl. *overt gender*)⁸ besitzt. Während *-o/-a* als sichere Genusmarker (MASK/FEM) gelten, lässt sich das Suffix *-e* nicht eindeutig zuordnen und hat somit «keinen [sicheren] Bezug zum Genus» (Schpak-Dolt 2012: 36).⁹ Ein weiterer Unterschied ist hinsichtlich der Numerusabhängigkeit festzustellen, da die Genuszugehörigkeit im Deutschen nur im Singular durch ein grammatisches Merkmal markiert wird; im Plural ist die Genusdifferenzierung aufgehoben (cf. Chan 2005: 35).

Die folgende Tabelle soll komprimiert die aufgeführten Unterschiede und Gemeinsamkeiten illustrieren.

	Deutsch	Spanisch
Semantische Basis des Genussystems	Sexus	Sexus
Klassenzahl	3	2
Nomeninhärenz	+ außer bei deadjektivischen und departizipialen Substantiven	+
Transparenz	– mehr oder weniger intransparent	+ formal transparent
Numerusabhängigkeit	+ Genusopposition im Plural aufgehoben	– Genusdifferenzierung im Singular und Plural aufrechterhalten

Tab. 1: Eigenschaften des deutschen und spanischen Genussystems im Vergleich

3 Prinzipien der Genuszuweisung bei substantivischen Lehnwörtern im Deutschen und Spanischen

Ogleich das Englische von manchen Forschern (Corbett 1991: 12) als Genussprache bezeichnet wird, weil es immer noch über eine Genusmarkierung im

⁸ Cf. Corbett (1991: 62-63) zu den Begriffen *covert/overt gender*.

⁹ Laut Berechnungen von Berschin/Fernández-Sevilla/Felixberger (2012: 167) zeigt *-e* mit 72,8% eine Tendenz zum Maskulinum.

pronominalen Bereich verfügt, wird die englische Sprache hier als genuslos angesehen, insofern als sie keine NP-interne Kongruenz und somit auch kein Substantivgenus aufweist (cf. Gregor 1983: 21-22; Hoberg 2013: 10; Murelli/Hoberg 2017: 820).¹⁰

Das Englische ist als genuslose Sprache in Hinblick auf die Zuweisung eines grammatischen Geschlechts im Deutschen und Spanischen besonders interessant, weil jeder Entlehnung in der Nehmersprache ein Genus zugeordnet werden muss und das, obwohl die Quellsprache bei Substantiven selbst kein grammatisches Geschlecht markiert, d.h. dass nicht einmal das quellsprachliche Genus mitentlehnt werden kann (Genusentlehnung).¹¹

Da ein Substantiv auch im Übrigen selten das Quellgenus erhält (cf. Schulte-Beckhausen 2002: 34), stellt sich die Frage, warum Lehnwörtern vorzugsweise ein bestimmtes Genus zugewiesen wird und durch welche Kriterien die Wahl dieses grammatischen Geschlechts motiviert ist. Wegen des intransparenten Genussystems des Deutschen kam es oftmals zu der Annahme, die Genuszuordnung eines Nomens sei arbiträr (cf. Köpcke/Zubin 1996: 473-474). Inzwischen argumentieren die meisten Forscher auf Grundlage beobachteter Prinzipien der Genuszuweisung jedoch gegen eine solche Arbitraritätsthese. Für die Existenz eines zugrunde liegenden Regelsystems spricht auch das von Köpcke/Zubin (1983) durchgeführte Experiment der Genuszuweisung bei Kunstwörtern, bei dem «in 71% der Fälle das auf der Basis der [zuvor aufgestellten phonologischen] Regeln erwartete Genus vorgezogen [wurde]» (ibid.: 173).¹²

Im Weiteren sollen die wichtigsten Prinzipien im Deutschen und Spanischen vergleichend dargestellt werden. Es handelt sich i.d.R. um Mechanismen, die nicht nur bei entlehnten, sondern auch bei nativen Wörtern Anwendung finden. Es lassen sich aber auch «special assignment rules» (Corbett 1991: 75) feststellen, die nur für Lehnwörter gelten.

¹⁰ Zum umstrittenen Status des Englischen als Genussprache, cf. auch die Diskussion bei Schwarze (2008: 171-179).

¹¹ Zur Genusentlehnung allgemein und zur Diskussion um die Forderung einer Beibehaltung des quellsprachlichen Genus im Deutschen, cf. Gregor (1983: 22-24) und Schulte-Beckhausen (2002: 34-38).

¹² Eine ähnliche Untersuchung liegt auch für das Spanische vor, cf. Clegg (2010).

3.1 Formale Prinzipien

3.1.1 Morphologische Struktur

Eine Form der formal motivierten Genuszuweisung stellt das Prinzip der Suffixanalogie dar, das besagt, dass Suffixe bei morphologisch komplexen Substantiven über das Genus des Derivats entscheiden. Wegen ihres vergleichsweise starken Morphemstatus besitzen Derivationssuffixe eine besonders genusedeterminierende Wirkung. Im Deutschen differenziert man i.d.R. echte Derivationssuffixe und Pseudosuffixe (PSE). Hoberg (2013: 93) definiert PSE als «Wortausgänge [...], die nicht den morphologischen Status von echten Derivationssuffixen haben, aber auch nicht zum Stamm – als Basis für Wortbildungsprozesse – gehören; von ihrer phonologischen Form her (Schwa) wirken sie wie Flexionssuffixe». Das PSE verfügt folglich anders als das Ableitungssuffix nicht über eine wortbildende Funktion, ist aber hinsichtlich seiner phonologischen Form ähnlich oder gar identisch aufgebaut. Aus diesem Grund sollen hier in Bezug auf die morphologische Struktur zunächst ausschließlich Ableitungssuffixe betrachtet werden. Die (Pseudo-)Suffixanalogie wird als phonologische Regel im nächsten Abschnitt behandelt.

Im Folgenden sollen die drei Suffixe *-ity*, *-ment* und *-ing* beispielhaft analysiert werden. Im Deutschen erhalten Anglizismen auf *-ity* (< frz. *-ité*) analog zu den bereits vorhandenen Latinismen auf *-ität* (z.B. *Identität*) ein feminines grammatisches Geschlecht, cf. *die Personality, Publicity, Society* etc. Weil das Alt- und Mittelenglische zahlreiche Wörter aus dem Französischen entlehnt haben, ergibt sich eine Vielzahl an «Analog- und Parallelformen» (Eisenberg 2018: 47), was die spanische Form *-(i)dad* (z.B. *identidad*) verdeutlicht, die ebenfalls das Femininum verlangt. Dementsprechend erhalten auch alle Anglizismen auf *-ity* im Spanischen ein weibliches Genus, z.B. *la society* (cf. Muñoz-Basols/Salazar 2019: 86).

Wörtern mit der englischen Endung *-ment* wird im Spanischen in Analogie zu *-mento/-miento* (z.B. *documento*, < lat. *-mentum*_{NEUT}) wegen des Verlustes des Neutrums (Vulgärlatein) ein maskulines Genus zugewiesen, cf. *el management, attachment, establishment* etc. (cf. Detjen 2017: 272; Rodríguez González 2019: 354). Im Deutschen, das das lateinische Genus bewahrt, sind diese Wörter in Anlehnung an *-ment* (z.B. *Dokument*) hingegen neutral, cf. *das Management,*

Apartment, Establishment etc. Dasselbe gilt für Gallizismen wie *das Abonnement, Engagement, Arrangement* etc.

Als produktivstes Suffix erscheint engl. *-ing*, das im Deutschen und Spanischen ebenfalls unterschiedlichen Genusklassen angehört, cf. dt. *das Jogging, Shopping, Meeting, Feeling* etc. (cf. Carstensen 1980: 60-61) und span. *el jogging, shopping, meeting/mitín, feeling* etc. (cf. Mateescu 2015: 65-66). Als Ausnahmen gelten im Deutschen *der Looping* (~ *Flug*) (neben *das Looping*), *der Smoking* (~ *Anzug*) (cf. Carstensen 1980: 60) und *der Pudding* (~ *Nachtisch*) (cf. Schlick 1984: 411), die alle durch das Bedeutungsprinzip erklärt werden können und bis auf *der/das Looping* streng genommen keine Ausnahmen darstellen, weil sie morphologisch einfachen/elliptischen Bildungen entsprechen und nicht von *-ing* abgeleitet sind, cf. die Diskussion bei Chan (2005: 188). Während das Suffix im Spanischen keinen Kognaten hat, gibt es im Deutschen zwar ein etymologisch verwandtes Suffix, nämlich *-ung_{FEM}*, das aber bei der Genuszuweisung keine Rolle spielt. Die Entlehnungen entsprechen vielmehr substantivierten Verben auf *-en*, cf. *joggen – das Joggen* (Konversion) (cf. Carstensen 1980: 60-61). Das Besondere ist, dass hier nicht die etymologische Verwandtschaft und auch nicht die «phonologische Struktur des Suffixes» (Ähnlichkeit von *-ing* und *-ling_{MASK}*) genusedeterminierend wirken, «sondern dessen semantisch-funktionale Eigenschaften» (Wegener 1995: 86). Das bestätigt nicht nur, dass es sich bei der Suffixregel um ein morphologisches bzw. nicht um ein rein phonologisches Prinzip handelt, sondern auch, dass der Suffixanalogie eine große Bedeutung bei der Genusassignation zukommt (cf. id.).

Aufgrund des fehlenden Kognaten im Spanischen wird in der Forschung angenommen, Substantive auf *-ing* würden dem Maskulinum zugewiesen, das als Defaultgenus (engl. *default gender*) fungiert und Anwendung findet, wenn keines der Prinzipien der Genuszuordnung greift (cf. Rodríguez Segura 1999: 175; de la Cruz Cabanillas et al. 2007: 26; Mateescu 2015: 65-66). Weil *-ing* keinem spanischen Suffix zugeordnet werden könne, erhielten die Entlehnungen das Maskulinum als *género no marcado*. Alternativ dazu könnte das Maskulinum durch das native Nomen-Actionis-Suffix *-eo* motiviert sein. Nach Muñoz-Basols/ Salazar (2019: 86, 108) werden Anglizismen auf *-ing* oft mithilfe dieses Suffixes ins Spanische integriert, was auf eine Analogie hindeutet, cf.

zapping > *el zapeo*; *surfing* > *el surfeo*; *boxing* > *el boxeo* etc. Dieses Suffix gleicht auf funktionaler Ebene den deverbale Substantivierungen auf *-en* im Deutschen. Anglizismen auf *-ing* werden dem Maskulinum somit nicht aufgrund eines fehlenden Kognaten zugewiesen, sondern wegen der funktionalen Ähnlichkeit der Suffixe *-ing* und *-eo*.

Auch wenn hier nur eine kleine Zahl an Suffixen betrachtet werden konnte, ist das Suffixprinzip insgesamt als ein Prinzip von hoher Validität zu werten, das in beiden Sprachen wirksam ist. Nichtsdestotrotz reichen morphologische Regeln für eine systematische Analyse der Genuszuweisung nicht aus, da derivationelle Bildungen nur einen kleinen Teil des nominalen Lexikons ausmachen (cf. Schwarze 2008: 124). Aus diesem Grund sollen im nächsten Abschnitt außerdem phonologische Integrationsaspekte betrachtet werden.

3.1.2 Phonologische Struktur

Bei phonologisch motivierten Prinzipien der Genuszuweisung entscheidet die lautliche Gestalt der Substantive über das Genus. In Bezug auf mehrsilbige Nomen erweisen sich das bereits angesprochene (Pseudo-)Suffixprinzip und Homographie als besonders relevant. Bei monosyllabischen Substantiven bestimmt zunächst die Bedeutung und – wenn sich kein Äquivalent (ÄQU) findet – der An-, In- und Auslaut¹³ bzw. die speziell im Deutschen relevante Silbenzahl des Wortes das grammatische Geschlecht.¹⁴

Im Deutschen gibt es vier PSE, und zwar *-e*, *-el*, *-en* und *-er*. Wegen ihrer hohen Frequenz in der entsprechenden Gebersprache sollen hier nur *-e* [ə] und *-er* [ɐ] untersucht werden. Beide Suffixe fungieren einerseits als Deriva-

¹³ An- oder Inlaute eines Wortes spielen im Spanischen keine Rolle.

¹⁴ Zu deutschen Einsilbern und dem hier wirksamen Stammwortprinzip cf. Carstensen (1980: 64-65) und Fischer (2005: 100); Köpcke/Zubin (1983) untersuchen auf der Grundlage von Köpcke (1982) den Zusammenhang zwischen Genus und phonologischer Struktur. Zur generellen Relevanz der Regeln cf. Hoberg (2013: 99-101). Zur auslautspezifischen Genuszuweisung im Spanischen, cf. de la Cruz Cabanillas et al. (2007: 24-27), Rodríguez Segura (1999: 175) und v.a. Bergen (1978) für eine Zusammenfassung der in der Forschung formulierten Auslautregeln.

tionssuffixe (z.B. *Lehrer*_{MASK}, *Weite*_{FEM}) und andererseits als PSE (z.B. *Mutter*_{FEM}, *Name*_{MASK}), die morphologisch und semantisch nicht transparent sind (cf. Chan 2005: 62-63). Während echte Suffixe das Genus wegen ihres stärkeren Morphemstatus eindeutig determinieren und sich kategorisch mit dem Maskulinum (-er) bzw. Femininum (-e) verbinden, gehören Nomen mit PSE im Grunde keiner spezifischen Genusklasse an, cf. *die Butter*, *das Leder*, *das Auge*, *der Lotse*, *der Pate* etc. Grundsätzlich gilt jedoch, dass auch die PSE -er/-e bei der großen Mehrheit der Substantive ein maskulines bzw. feminines Genus hervorrufen. Laut Chans (ibid.: 127, 245) Untersuchung der Anglizismen auf -er besitzen 73% der Wörter mit PSE und 99% der Wörter mit echtem Suffix ein maskulines Genus. Der Anteil der Feminina auf -e (PSE) liegt jedoch nur bei 45%, was allerdings an der Nichtaussprache des -e im Englischen liegt (z.B. engl. *cake*). Man sieht, dass die Auslaute -er/-e analog zu Derivationsuffixen interpretiert werden und das entsprechende Genus dieses Suffixes erhalten. Weil eine «Unterscheidung von Ableitung und Nichtableitung» schon beim nativen Wortschatz «kein einfaches Unterfangen» ist (ibid.: 116), soll im Folgenden keine Trennung der beiden Endungen vorgenommen werden.

Im Deutschen gibt es eine große Gruppe von Anglizismen, die ihr Genus aufgrund der -er-Endung besitzt, z.B. *Manager*, *Dealer*, *Trainer*, *User* analog zu *Denker*, *Lehrer*, *Leser* etc. und *Bestseller*, *Computer*, *Pullover*, *Sweater* analog zu *Bohrer*, *Hefter*, *Ordner*, *Schalter* etc. (cf. Eisenberg 2018: 260-262). Das (Pseudo-) Suffixprinzip besitzt bei mehrsilbigen Anglizismen auf -er eine hohe Validität und weist fast ausnahmslos maskulines Genus zu. Nichtsdestotrotz lassen sich einzelne Ausnahmen verzeichnen, z.B. *das Cluster*, *Cover*, *Dinner*, *Center*, *Paper* sowie *die Power* (cf. Chan 2005: 251; Eisenberg 2018: 261), die ihr abweichendes Genus über das Bedeutungsprinzip erhalten (z.B. *das Dinner* ~ *das (Abend-) Essen*). Das Genus von *Poster* schwankt zwischen Maskulinum (aufgrund des Derivationsuffixes -er; *Post+er* < engl. *to post*) und Neutrum (~ *Plakat*, *Bild*). Offenbar hat «sich die Bildung *Poster* für die deutschen Sprachteilhaber nicht transparent aus[ge]wirkt» und wurde «als morphologisch einfach missinterpretiert», was zum Neutrum führte (Chan 2005: 183, Herv. im Orig.). Das zeigt noch einmal, dass die Pseudosuffixanalogie etwas schwächer ist als die echte Suffixanalogie. I.d.R. tritt die Bedeutung eines Wortes im Deutschen aber ungeachtet der Art des Suffixes hinter formalen Kriterien zurück.

Im Spanischen ist das maskuline Genus der Entlehnungen auf *-er* nicht durch (Pseudo-)Suffixanalogie motiviert, denn ein entsprechendes Suffix gibt es bei Nomina Agentis/Instrumenti nicht. Das produktivste (native) Suffix stellt in diesem Bereich *-dor(a)* dar, cf. *el boxeador* bzw. *la boxeadora* und *el ordenador/computador* bzw. *la computadora*. Die Vielzahl der spanischen Nomina-Agentis- bzw. Nomina-Instrumenti-Suffixe schließt jedoch eine funktionale Analogie, wie für die Suffixe *-eo* und *-ing* angenommen, aus, da der Findungsprozess des «richtigen Suffixes» zu lange dauern würde. Insofern die Anglizismen auf Lebewesen referieren, operiert die Genuszuweisung ohnehin nicht auf dem Suffix-, sondern auf dem Sexusprinzip, cf. *el/la líder*. Bei Nomina Instrumenti basiert die Genuszuweisung laut Rodríguez Segura (1999: 174) auf Homographie (bzw. weniger wahrscheinlich Homophonie). Anglizismen auf *-er* erhalten in Anlehnung an deverbale Substantive (z.B. *el poder*) ein maskulines Genus, cf. *el póster, láser, scanner/escáner, pullover* etc. Von einer totalen Homophonie kann aber auch ihrer Meinung nach nicht gesprochen werden, da die Anglizismen auf der vorletzten Silbe (*palabra llana*), die spanischen Substantivierungen dagegen auf der letzten Silbe (*palabra aguda*) betont werden. Anders als im Deutschen gibt es zu dieser Regel keine Ausnahmen. Ferner ist eine einfache Korrelation des Maskulinums und *-r*-Auslauts zu vermuten, der mit wenigen Ausnahmen auf dieses Genus festgelegt ist.

Werden die Wörter dagegen phonologisch bzw. graphisch mit der Endung *-a* integriert, erhalten sie wegen dieses Auslauts ein feminines Genus. Das ist z.B. bei der graphisch integrierten Form *chompa* (< engl. *junper*) und bei der phonologischen Assimilation von *sweater/suéter* der Fall, das in der Untersuchung von Zamora Munné/Béjar (1987: 133) zur Genuszuweisung von in den USA lebenden Puerto-Ricanern auch als *la suera* erscheint. Der Grad der Integration bestimmt an dieser Stelle das grammatische Geschlecht.

Insgesamt ist entweder das *-r* oder *-er*-Suffix (mit dem gleichen Endkonsonanten) bei Substantivierungen für das Maskulinum verantwortlich. Im Deutschen erhalten Anglizismen auf *-er* ebenfalls ein maskulines Genus, allerdings mittels (Pseudo-)Suffixanalogie. Im Gegensatz zum Spanischen existiert in der Vergleichssprache eine Reihe von Ausnahmen, weshalb davon auszugehen ist, dass phonologische Prinzipien bei *-er* in der romanischen Sprache konsequenter wirken. Die Ausnahmen treten im Deutschen nur bei PSE auf –

was bestätigt, dass diese einen geringeren genusdeterminierenden Effekt haben als echte Suffixe – und können durch semantische Äquivalenz erklärt werden.

Das zweite deutsche PSE *-e* gilt bei mehrsilbigen Substantiven im Deutschen als sichere feminine Genusmarkierung (*-e-* oder Schwa-Regel).¹⁵ Gallizismen (auch solche mit dem im Französischen maskulinen Suffix *-age*) erhalten daher stets das Femininum, wie z.B. *die Massage* (Eisenberg 2018: 234). Bei Anglizismen wird das *-e* dagegen i.d.R. nicht artikuliert, weshalb es selten zu einer femininen Genuszuweisung kommt. Das erklärt, warum die *-e*-Regel bei Chan (2005: 245) nur 45% der Anglizismen umfasst. Ausnahmen der Schwa-Regel bilden Personenbezeichnungen wie *der Pate*, bei denen das Sexusprinzip greift. Substantive wie *Bowle* (< engl. *bowl*) sind jedoch trotz Zugehörigkeit zur Gruppe der alkoholischen Getränke (MASK) feminin, was für die Validität der Regel spricht (cf. Schlick 1984: 409-410). Der spanische Kognat zu *-age* lautet *-aje* (z.B. *el coraje*) und ist stets mit dem Maskulinum verbunden; das Pendant zu *-e* ist die spanische Endung *-a*.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die Suffixe *-er* bzw. *-e* im Deutschen einen großen Einfluss auf die Genuszuordnung haben und fast kategorisch ein bestimmtes Genus zuweisen (MASK bzw. FEM). Englische Entlehnungen auf *-er* erhalten in beiden Vergleichssprachen unter Rückgriff auf unterschiedliche Verfahren ((Pseudo-)Suffixanalogie vs. Homographie) ein maskulines Genus. Der deutsche Auslaut *-e* und das spanische Korrelat *-a* haben das Femininum zur Folge. Das deutsche Suffix *-age*_{FEM} führt im Spanischen in Form von *-aje* zum Maskulinum. Bei Artikulation der Endung scheint das Sexusprinzip die Schwa-Regel zu beherrschen (z.B. *Pate*), während diese sich z.B. wiederum gegen das Genus semantischer Gruppen durchsetzt.

¹⁵ Cf. auch Fischer (2005: 100-101), Gregor (1983: 76-78) und spezifisch zu Gallizismen Wawrzyniak (1985: 205).

3.2 Semantische Regeln

3.2.1 Bedeutungsprinzip

Ist das betreffende Substantiv ein Simplex, das sein grammatisches Geschlecht nicht aufgrund seiner phonologischen Struktur erlangt, so erfolgt die Genuszuweisung nach dem Bedeutungsprinzip, das in beiden Sprachen bei entlehnten Sach-, nicht jedoch bei Personenbezeichnungen wirksam ist, wenn auch in unterschiedlichem Maße. Das Genus des Lehnworts orientiert sich dabei an einem bedeutungsgleichen oder -ähnlichen Wort der Nehmersprache, weshalb es auch als eine der Sonderregeln zu betrachten ist, die nur für Lehnwörter gelten (cf. Chan 2005: 103). Aufgrund des Übersetzungsvorgangs setzt das Prinzip eine hohe Kenntnis der Gebersprache voraus, da das ÄQU erst bestimmt werden muss. Eine Bestimmung der *richtigen* Entsprechung ist jedoch nicht immer leicht, da oft mehrere ÄQU in Frage kommen. Die semantische Analogie ist ein entscheidendes Kriterium bei der Übernahme entlehnter Wörter im Allgemeinen und «eine der wichtigsten Zuweisungsregeln für englische Entlehnungen» im Besonderen (id.) – zumindest was das Deutsche betrifft. Es lassen sich aber auch spanische Beispiele finden, cf. dt. *das Bike* ~ *das Fahrrad* und span. *la bike* ~ *la bicicleta*; dt. *die City* ~ *die Stadt* und span. *la city* ~ *la ciudad*; dt. *der Star* ~ *der Stern* und span. *la star* ~ *la estrella* etc. (cf. Rodríguez Segura 1999: 174; Mateescu 2015: 64). Unter das Bedeutungsprinzip fallen ferner alle Ausnahmen der formalen Prinzipien.

Weil das Spanische sichere Genusmarker besitzt, überschneidet sich das Bedeutungsprinzip oftmals mit entsprechenden Auslautregeln. Der Auslaut spielt im Deutschen anders als im Spanischen praktisch keine Rolle (außer bei *-e/-er*). Während das Genus vieler Lehnwörter im Spanischen auf Auslautregeln beruht, greift im Deutschen wegen der fehlenden phonologischen Motivation des Genussystems häufiger das Bedeutungsprinzip.

Bei vielen spanischen Substantiven ist aufgrund der Überschneidung der Regeln nicht zu erkennen, auf welche Art sie ihr Genus erlangen, cf. *el e-book* ~ *el libro electrónico* oder /k/ → Default-MASK¹⁶ und *el e-mail* ~ *el correo electrónico*

¹⁶ Anglizismen, die auf im Spanischen nicht frequente Konsonanten enden, erhalten das Defaultgenus (MASK), cf. Mateescu (2015: 66).

oder /l/ → MASK. Die ausschließliche Wirksamkeit des Bedeutungsprinzips zeigt sich jedoch bei Substantiven, die phonologischen Regeln widersprechen. Das Beispiel *la star* (~ *la estrella*)¹⁷ stellt unter Beweis, dass sich die semantische Regel bei einigen Substantiven gegen das phonologische Prinzip durchsetzt, demzufolge es **el star* (-r → MASK) heißen müsste. Eine Überschneidung zweier Prinzipien (Bedeutungs- und Stammwortprinzip¹⁸) ist auch im Deutschen zu beobachten, z.B. bei *der Job* (~ *der Beruf*). Es bleibt an dieser Stelle offen, ob die Genuszuweisung nach dem ÄQU erfolgt oder nicht.

Eine Problematik des Bedeutungsprinzips ist ferner, dass es sich oft nicht konsequent belegen lässt, was auch Carstensen (1980: 56-58) und Chan (2005: 74) feststellen. Chan (ibid.: 104) weist darauf hin, dass u.U. mehrere deutsche Substantive mit unterschiedlichem Genus als ÄQU in Frage kommen. Dabei sei nicht deutlich, warum sich gerade die eine Entsprechung als Vorbild durchsetze. Das Prinzip führt in diesem Zusammenhang oft zu Genus-schwankung, cf. *der Biskuit* (~ *der Zwieback*) oder *das Biskuit* (~ *das Gebäck*) und *der Essay* (~ *der Aufsatz/ Versuch*) oder *das Essay* (~ *das Schriftwerk*) (cf. Carstensen 1980: 57; Schulte-Beckhausen 2002: 116).

Insgesamt ist zusammenzufassen, dass die semantische Analogie ein starkes Prinzip ist, das bei zahlreichen Substantiven einen entscheidenden Hinweis für die Erklärung der Genuswahl liefert. Es zeigt sich aber auch, dass es sich – v.a. im Spanischen, wo es nur bei wenigen Substantiven *konkurrenzlos* greift – oft mit anderen Regeln überschneidet und bei vielen Anglizismen nicht konsequent anwendbar ist.

3.2.2 Sexusprinzip

Das Sexusprinzip beruht auf einer Korrelation zwischen dem grammatischen Geschlecht des Substantivs (Genus) und dem biologischen Geschlecht des Referenten (Sexus). Es betrifft ausschließlich belebte Denotate und ist die

¹⁷ Hier ausnahmsweise eine Personenbezeichnung, die aufgrund ihrer Sexusneutralität eine Genusvergabe nach dem Bedeutungsprinzip erlaubt.

¹⁸ Einsilber zeigen (zu zwei Dritteln) eine Tendenz zum Maskulinum, cf. Wegener (1995: 86).

wichtigste semantische Regel beider Sprachen, weshalb sie Poplack/Pousada/Sankoff (1982: 23) als «knockout factor» bezeichnen. Obschon der Zusammenhang zwischen Genus und Sexus hoch ist, gilt die Sexusregel nicht restlos, was Beispiele wie *der Mensch, die Person, das Mitglied* etc. zeigen (cf. Köpcke/Zubin 2009: 133), cf. auch span. *el hombre/ ser humano, la persona* und *el miembro*. Daneben ist eine Reihe von Pejorativa zu verzeichnen, die keine Genus-Sexus-Korrelation aufweist, cf. die auf Frauen referierenden Neutra *Weib* und *Frauenzimmer* sowie die Feminina *Tunte, Schwuchtel, Memme* etc., «die sich auf Männer beziehen, die «unmännliche» Verhaltensweisen zeigen» (Köpcke/Zubin 1996: 483). Das Gleiche scheint für die spanischen Pejorativa *la mariposa* ‘Tunte’ und *la gallina* ‘Feigling, Angsthase’ zu gelten (cf. Barth 1999: 110). Abgesehen von diesen und anderen Ausnahmen erfolgt die Genuszuweisung bei Lehnwörtern analog zu nativen Wörtern. Nomen, die einen männlichen bzw. weiblichen Referenten bezeichnen, erhalten ein maskulines bzw. feminines Genus, cf. *die Stewardess, Lady* und *die Miss* sowie *der Manager, Playboy, Dandy, Womanizer* etc. (cf. Schulte-Beckhausen 2002: 38-39; Chan 2005: 87-88; Hoberg 2013: 112). Bei manchen Beispielen korreliert das Sexusprinzip mit einem formalen Prinzip, insofern als hier eine genusspezifische Endung (-er) enthalten ist, die das natürliche Geschlecht zusätzlich anzeigt. Zur expliziten Bezeichnung von Frauen werden mithilfe des Suffixes -in Feminina aus entsprechenden Maskulina mit -er-Suffix moviert (z.B. *Manager-ø* → *Manager-in*). Das deutsche Neutrum ist ein spezifisches Geschlecht für junge Lebewesen (*das Baby, das Girl* etc.) und weist, selbst wenn es zunächst auf kein natürliches Geschlecht i.e.S. referiert, in der «wörtliche[n] Bedeutung ‘ne-utrum’ (weder ‘männlich’ noch ‘weiblich’), d.h. ‘unspezifiziertes/nicht perzipiertes Geschlecht’» (Hoberg 2013: 105) ebenfalls eine Genus-Sexus-Korrelation auf.

Es gibt im Bereich der Anglizismen auch einige wenige Ausnahmen zum Sexusprinzip, z.B. *der Vamp* (< engl. *vamp(ire)*), dem das Genus des ÄQU *Vampir* zugewiesen wird, sowie *das Bunny* und *das Playmate*, die zu den neutralen Pejorativa für Frauen zählen (cf. Chan 2005: 89). Die Regel des natürlichen Geschlechts wird von manchen Forschern (Schlick 1984: 405) als «Sonderfall der semantischen Analogie» angesehen, weil das entlehnte Wort oftmals das Genus des ÄQU trägt, das wiederum sein grammatisches Geschlecht aufgrund des Sexusprinzips erhalten hat. Auch wenn oftmals ein ÄQU mitwirkt, so ist

das Prinzip doch «nicht nur als Sonderfall der semantischen Analogie, sondern als eigenständiger Faktor» zu begreifen (Schulte-Beckhausen 2002: 40), da es nicht immer eine lexikalische Entsprechung gibt. Das Substantiv *Leutnant*_{MASK} (< frz. *lieutenant*) ist z.B. nicht oder nur schwer übersetzbar, weil es eine Person bzw. einen Beruf bezeichnet, der bis zum Zeitpunkt der Entlehnung im deutschsprachigen Raum unbekannt war (id.). Die Validität des Sexusprinzips zeigt sich ferner bei einigen Nomen in der Dominanz dieser Regel bei Konkurrenz mit formalen Prinzipien, so ist bei *der Pate/Lotse* trotz auslautendem *-e* eine Genus-Sexu-Korrelation zu beobachten. Das Sexusprinzip setzt sich hier gegen formale Prinzipien durch.

Auch im Spanischen stimmen Genus und Sexus bei Personenbezeichnungen überein, z.B. bei *la lady, miss, starlet, playgirl* und bei *el bodyguard, playboy, gentleman, dandy* etc. (cf. Rodríguez Segura 1999: 173; Mateescu 2015: 64). Bei einigen Substantiven, die im Deutschen moviert werden, ist hier jedoch ein variables Genus zu verzeichnen, sodass die semantische Opposition durch die Genusopposition bedingt ist, z.B. *el/la manager*. Eine solche Genusvariation kommt im Deutschen nur beim Differentialgenus vor (z.B. *der/die Angestellte*). Eine gerichtete Movierung mittels spanischer Suffixe wie bei *el líder-ø* → *la lideresa* ist im Spanischen selten (cf. Detjen 2017: 270). Eine Ausnahme des Prinzips stellt in beiden Sprachen das Nomen *Dragqueen* (span. *drag queen*) dar, das aufgrund der Analogie zu dt. *die Königin*/span. *la reina* entgegen der Sexusregel feminin ist – im Spanischen zumindest meistens; die maskuline Form ist selten (cf. Rodríguez González 2019: 375).

Abgesehen von einigen nicht sexusspezifischen Wörtern ist insgesamt festzustellen, dass im Spanischen alle Bezeichnungen weiblicher Personen Feminina sind, während sie im Deutschen aus verschiedenen Gründen oftmals ein anderes Genus tragen, cf. *der Vamp* vs. *la vampiresa*; *das Starlet(t)* vs. *la starlet*; *das Playmate* vs. *la playmate* und schließlich *das Playgirl* vs. *la playgirl*.

Ein großer interlingualer Unterschied hinsichtlich des Sexusprinzips ist nicht nur, dass es im Deutschen ein spezifisches Geschlecht für junge Lebewesen gibt, sondern auch, dass das Spanische deutlich weniger Ausnahmen in Bezug auf Bezeichnungen weiblicher Personen aufweist, was nicht zuletzt am reduzierten Genussystem liegt. Das Deutsche besitzt hier die Möglichkeit, durch ein abweichendes Genus eine bestimmte Bedeutung zu transportieren

(NEUT ‘Abwertung bei weiblichem Sexus; junge Lebewesen’). Es erweist sich diesbezüglich aufgrund seines Drei-Klassen-Systems als facettenreicher, aber auch als komplexer und uneinheitlicher als seine Vergleichssprache. Im Spanischen ist Sexus dagegen in der Tat ein «knockout factor», insofern als er bei *seres animados* mit wenigen Ausnahmen die Genuszuweisung im gesamten Lexikon bestimmt.

4 Fazit

In Hinblick auf die Kontrastierung der Prinzipien der Genuszuweisung hat die vorangehende Untersuchung gezeigt, dass die Genuszuordnung bei Lehnwörtern nicht arbiträr ist, sondern auf Regeln basiert. Ziel des Beitrags war es, die von der Forschung erarbeiteten Regeln der Genusattribution zusammenzutragen, zu vergleichen und ihre Validität hinsichtlich der untersuchten Einzelsprachen zu prüfen.

Eine Auswahl an formalen und semantischen Prinzipien machte deutlich, dass im Deutschen und Spanischen morphologische/phonologische und semantische Regeln zum Tragen kommen. Um potenzielle Tendenzen der Sprachen zu einem semantisch oder formal basierten Genusssystem feststellen zu können, wurden die Prinzipien der Genuszuweisung genauer betrachtet.

Insgesamt ist festzuhalten, dass sich formale Prinzipien (v.a. die Suffixregel) i.d.R. gegen semantische Prinzipien durchsetzen, zumindest hinsichtlich unbelebter Denotate. In Bezug auf Lebewesen ist hingegen das Sexusprinzip ein eindeutiger «knockout factor». Weil sich die Regeln generell überschneiden, lassen sich bei fast allen Prinzipien Ausnahmen feststellen. Die Regeln gehen dabei ineinander über und erweisen sich als nicht klar abgrenzbar. Zusammengefasst ergeben sich bezüglich der Genuszuweisung auf Basis formaler bzw. semantischer Prinzipien folgende (nach rechts absteigende) Hierarchien, die sich insbesondere auf unbelebte Denotate beziehen:

- **Deutsch:** morphologische Prinzipien > semantische Prinzipien > phonologische Prinzipien (cf. auch Hoberg 2013: 120)

- **Spanisch:** morphologische Prinzipien > phonologische Prinzipien > semantische Prinzipien

An der obigen Rangordnung ist zu erkennen, dass das Deutsche und Spanische zu den formal und semantisch basierten Genussystemen zählen, die jeweils mit einem entsprechenden verdeckten bzw. offenen Genus korrelieren. Der obigen Hierarchie ist zu entnehmen, dass das Deutsche, was Nomen ohne charakteristischen Wortausgang betrifft, zu einem semantischen System tendiert, das ein verdecktes Genus (*covert gender*) aufweist, während das Spanische ein eher formales Genussystem mit einem offenen Genus (*overt gender*) besitzt, da es auch an nicht derivierten Substantiven eine Vielzahl an Genusmarkern verzeichnet. Aufgrund seines verdeckten grammatischen Geschlechts und der vielen Ausnahmen gilt das Deutsche gemeinhin auch als analysebedürftiger als das Spanische.

Der interlinguale Vergleich der Genuszuweisungsregeln zweier so unterschiedlicher Sprachen zeigt, dass sich das Deutsche und Spanische trotz struktureller Unterschiede der gleichen Prinzipien bedienen. Diese in gewisser Hinsicht sprachenübergreifende Wirksamkeit der Prinzipien spricht nicht nur für die Annahme, sondern auch für die Gültigkeit eines zugrunde liegenden Regelsystems. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen besteht jedoch zweifellos in der Art der Zuweisung. Die Prinzipien werden in Abhängigkeit von der Gestaltung des Genussystems der Einzelsprache auf unterschiedliche Weise genutzt, denn das grammatische Geschlecht der meisten Entlehnungen lässt sich nicht auf der Grundlage der gleichen Prinzipien erklären, was wiederum an der Beschaffenheit der jeweiligen Sprache liegt und somit die entsprechenden Eigenschaften der Sprachen im Allgemeinen bzw. der Genussysteme im Besonderen nochmals deutlich macht.

Bibliographie

- Barth, Klaus Michael. 1999. *Annäherung an die Fremdsprache und Interferenzwirkung der Muttersprache. Interimsprachenanalyse und Strategien der Genuszuweisung bei fortgeschrittenen spanischsprachigen Deutschlernenden*. Freiburg: Universität Freiburg [Diss.].
- Bergen, John J. 1978. «A Simplified Approach for Teaching the Gender of Spanish Nouns». In: *Hispania*. Vol. 61, N° 4, 865-876.
- Berschin, Helmut; Fernández-Sevilla, Julio; Felixberger, Josef. 2012. *Die spanische Sprache. Verbreitung, Geschichte, Struktur*. Hildesheim/Zürich/New York: Olms.
- Betz, Werner. 1949. *Deutsch und Lateinisch. Die Lehnbildungen der althochdeutschen Benediktinerregel*. Bonn: Bouvier.
- Bußmann, Hadumod. 2008. *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Carstensen, Broder. 1980. «Das Genus englischer Fremd- und Lehnwörter im Deutschen». In: Viereck, Wolfgang (ed.): *Studien zum Einfluß der englischen Sprache auf das Deutsche*. Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 132), 37-76.
- Chan, Sze-Mun. 2005. *Genusintegration. Eine systematische Untersuchung zur Genuszuweisung englischer Entlehnungen in der deutschen Sprache*. München: Iudicium (= Schriftreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie 2).
- Clegg, J. Halvor. 2010. «Native Spanish speaker intuition in noun gender assignment». In: *Language Design*. Vol. 12, 5-18.
- Corbett, Greville G. 1991. *Gender* (Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge: Cambridge University Press.
- de la Cruz Cabanillas, Isabel; Tejedor Martinez, Cristina; Cerdá Redondo, Esperanza; Cabellos Castilla, María Rosa; Díez Prados, Mercedes. 2007. «Anglicisms in Spain: Gender Assignment and Plural Formation in Touristic Texts». In: *Revista de Lenguas para Fines Específicos*. Vol. 14, 13-38.
- Detjen, Hendrik. 2017. *Anglizismen in Hispanoamerika. Adoption und Integration, Nivellierung und Differenzierung*. Berlin/Boston: De Gruyter (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 409).
- Eisenberg, Peter. 2018. *Das Fremdwort im Deutschen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Fischer, Rudolf-Josef. 2005. *Genuszuordnung. Theorie und Praxis am Beispiel des Deutschen*. Frankfurt am Main: Lang (= Europäische Hochschulschriften. Reihe XXI: Linguistik 281).
- Gregor, Bernd. 1983. *Genuszuordnung. Das Genus englischer Lehnwörter im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 129).
- Haensch, Günther. 1969. «Einflüsse des Englischen auf den Wortschatz der spanischen Gegenwartssprache». In: *Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis*. Vol. 22, 25-32.
- Hoberg, Ursula. 2013. *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Genus des Substantivs*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache (= amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 3/04).
- Hockett, Charles Francis. 1958. *A course in modern linguistics*. New York: MacMillan.
- Jansen, Silke. 2005. *Sprachliches Lebnugut im world wide web. Neologismen in der französischen und spanischen Internetterminologie*. Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 484).
- Köpcke, Klaus-Michael. 1982. *Untersuchungen zum Genusystem der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 122).

- Köpcke, Klaus-Michael; Zubin, David A. 1983. «Die kognitive Organisation der Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache». In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*. Vol. 11, 166-182.
- 1996. «Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen». In: Lang, Ewald; Zifonun, Gisela (edd.): *Deutsch – typologisch. Jahrbuch 1995 des Instituts für Deutsche Sprache*. Berlin/New York: De Gruyter, 473-491.
- 2009. «Genus». In: Hentschel, Elke; Vogel, Petra M. (edd.): *De Gruyter Lexikon. Deutsche Morphologie*. Berlin/New York: De Gruyter, 132- 154.
- Mateescu, Mihaela. 2015. «La asignación del género de los anglicismos en Español». In: *Analele Universității Creștine Dimitrie Cantemir, Seria Științele Limbii, Literaturii și Didactica predării* (Annals of Dimitrie Cantemir Christian University, Linguistics, Literature and Methodology of Teaching). Vol. 2, 61-67.
- Muñoz-Basols, Javier; Salazar, Danica. 2019. «¿Nos hacemos un/una selfie con la/el tablet? Cross-Linguistic Lexical Influence, Gender Assignment and Linguistic Policy in Spanish». In: *Revista Signos*. Vol. 52, N° 99, 77-108.
- Murelli, Adriano; Hoberg, Ursula. 2017. «Genus». In: Gunkel, Lutz; Murelli, Adriano; Schlotthauer, Susan; Wiese, Bernd; Zifonun, Gisela (edd.): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Nominal. Teilband 1: Funktionale Domänen, Wort und Wortklassen. Unter Mitarbeit von Christine Günther und Ursula Hoberg*. Berlin/Boston: De Gruyter, 804-844 (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 14.1).
- Poplack, Shana; Pousada, Alicia; Sankoff, David. 1982. «Competing influences on gender assignment: Variable process, stable outcome». In: *Lingua*. Vol. 57, 1-28.
- Riehl, Claudia M. 2015. «Besondere Wörter I: Lehnwörter, Neu-Wörter». In: Hass, Ulrike; Storjohann, Petra (edd.): *Handbuch Wort und Wortschatz*. Berlin/New York: De Gruyter, 344-370.
- Rodríguez Díez, Bonifacio. 1996. «Sobre el neutro en español». In: Casado Velarde, Manuel; Taboada, Manuel (edd.): *Scripta philologica in memoriam Manuel Taboada Cid/2*. La Coruña: Universidad de Coruña, 635-648.
- Rodríguez González, Félix. 2019. «El género de los anglicismos en español actual. Panorama y revisión crítica». In: *Boletín de la Real Academia Española (BRAE)*. Vol. 99, N° 319, 347-413.
- Rodríguez Segura, Delia. 1999. *Panorama del anglicismo en español*. Almería: Universidad de Almería (= Literatura lingüística 13).
- Schlick, Werner. 1984. «Die Kriterien für die deutsche Genuszuweisung bei substantivischen Anglizismen». In: *The German Quarterly*. Vol. 57, N° 3, 402-431.
- Schöntag, Roger. 2009. *Sprachkontakt: Grammatische Interferenz im Französischen? Der Einfluß des Englischen auf das Stellungsverhalten des attributiven Adjektivs*. München: Utz (= Sprach- und Literaturwissenschaften 27).
- Schpak-Dolt, Nikolaus. 2012. *Einführung in die Morphologie des Spanischen*. Berlin/Boston: De Gruyter (= Romanistische Arbeitshefte 44).
- Schulte-Beckhausen, Marion. 2002. *Genusschwankung bei englischen, französischen, italienischen und spanischen Lehnwörtern im Deutschen. Eine Untersuchung auf der Grundlage deutscher Wörterbücher seit 1945*. Frankfurt am Main: Lang (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft 83).
- Schwarze, Brigitte. 2008. *Genus im Sprachvergleich. Klassifikation und Kongruenz im Spanischen, Französischen und Deutschen*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 511).

- Schweickard, Wolfgang. 1991. «Anglizismen im Spanischen». In: *Terminologie et Traduction*. Vol. 1, 75-86.
- Thomason, Sarah. 2001. *Language contact. An Introduction*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Wawrzyniak, Udo. 1985. «Das Genus französischer Lehnwörter im Deutschen». In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*. Vol. 4, N° 2, 201-217.
- Weber, Doris. 2001. *Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie exemplarisch dargestellt am Deutschen*. Frankfurt am Main: Lang (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur 1808).
- Wegener, Heide. 1995. *Die Nominalflexion des Deutschen – verstanden als Lerngegenstand*. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 151).
- Zamora Munné, Juan Clemente; Béjar, Eduardo C. 1987. «El género de los préstamos». In: *Revista Española de Lingüística*. Vol. 17, N° 1, 131-137.

***La Nausée* : Salut par l'art ou par les autres ?**

In this article dedicated to Jean-Paul Sartre's first novel *La Nausée*, we analyze how the idea of conversion to art grows in the imagination of the hero, Antoine Roquentin. Furthermore we show that all the narrative actions in the novel are based on the hero's communicational interaction with the other characters. This lonely person who complains in his diary about social exclusion, yet he converts to art not through his reflections, but through communicating with the other characters. Also, many critical studies on *La Nausée* have considered jazz music that the hero listens to in a café as the critical moment of his conversion. In our opinion this reflects just one phase of a connected sequence of events through which the hero passes from a state of relational negativity and existential alienation to a state of openness, achieved again mainly by the virtue of other characters.

Keywords: *conversion to art; others; communication; writing; loneliness;*

1 Introduction

Dès sa publication, *La Nausée* est considérée comme un roman d'idées où la place occupée par les réflexions du narrateur élimine toute possibilité de voir dans le roman autre chose qu'une explication d'une thèse existentielle. Le fait de limiter le roman à son aspect philosophique, amenait à considérer le protagoniste, Roquentin, comme quelqu'un qui se convertissait à l'art, poussé exclusivement par ses propres réflexions. Mais, cette lecture directe et simpliste du contenu sémantique ne peut pas attribuer au texte littéraire toute son ampleur et sa richesse. D'une part, parce que le monde littéraire ne se nourrit pas seulement de ce qui est dit, mais surtout du non-dit. Comme le souligne en effet Elfie Poulain : « Tout en disant ce qu'il dit, le texte littéraire dit plus qu'il ne dit explicitement » (Poulain 2006 : 92). D'autre part, cette limitation au sens explicite s'avère insuffisante, voire incapable d'expliquer les changements dans le statut du narrateur et son passage d'un état de négativité complète à celui d'une positivité productive. Pour comprendre la dynamique de la conversion du narrateur à l'art et pour justifier le développement de l'intrigue du roman,

nous proposons ici d'analyser le changement que subit le narrateur à la lumière de ses interactions sociales en nous concentrant sur « les effets pragmatiques internes au texte tels qu'ils se manifesteront entre les interlocuteurs » (ibid. : 16).

2 L'intérêt social du narrateur

La Nausée relate l'histoire d'un jeune homme solitaire qui s'installe à Bouville pour mener des recherches historiques sur le marquis de Rollebon, un aristocrate de la fin du XVIII^e siècle. L'histoire d'Antoine Roquentin commence avec un mal inconnu le menant jusqu'à douter de sa santé mentale. Il passe ainsi par plusieurs étapes durant lesquelles il exerce la négation contre soi, contre les autres, la bourgeoisie, la culture, l'écriture, l'amour, l'aventure, le passé, l'art bourgeois, l'expérience, l'humanisme et contre toute instance dogmatique. Enfin à la suite de la nudité effrayante causée par des crises de nausée multiples et des événements étranges et révélateurs en même temps, le protagoniste découvre la vanité de toutes ses démarches passées, renonce ainsi à son projet d'historien et se libère de son malheur par l'espoir d'écrire un roman. Cette décision finale lui apporte le salut désiré et *La Nausée* se referme sur le futur : « demain il pleuvra sur Bouville » (Sartre 1981 : 210).

Que se passe-t-il entre le début pessimiste du roman et sa fin plutôt optimiste, mais imprévisible ? Comment l'idée de l'esthétique se nourrit-elle dans l'imaginaire du narrateur ? Comment toute la négation qu'exerce cet anti-héros a-t-elle pourtant laissé échapper le choix de l'art comme solution introduisant la nécessité dans un monde déjà découvert comme contingent ? Selon le principe pragmatique, l'homme est le produit de sa construction sociale ; cela signifie, entre autres, qu'il se développe implicitement par son interaction sur le plan langagier avec les autres. Elfie Poulain l'exprime ainsi :

Analogie à l'énoncé dont le sens ne se constitue pas à l'état isolé seulement mais également dans l'acte d'énonciation qui est orienté vers autrui, le locuteur, lui non plus, n'est pas un être isolé mais un être social qui devient celui qu'il devient dans sa communication avec autrui sur la base des actes illocutoires et de leurs effets perlocutoires. Ainsi César n'est-il pas né comme le César qu'il est à nos

yeux, mais il est devenu, au cours de sa vie et dans ses interactions communicationnelles avec autrui, le César qu'il est devenu (Poulain 2006 : 35).

Dans *La Nausée*, il apparaît que c'est seulement en interrogeant le texte littéraire pragmatiquement et suivant l'évolution du protagoniste sur le plan de l'interaction communicationnelle que nous pouvons combler cette lacune entre la gêne existentielle qu'éprouve le narrateur et son choix final de s'évader par l'art. Les interactions entre les personnages se révèlent en ce que les paroles de l'un emportent dans l'imagination de l'autre et le poussent vers l'action.

Si nous examinons le champ social dans lequel Sartre situe son personnage, nous remarquons que ce dernier se définit à chaque occasion comme un homme solitaire vivant sans rapports, sans famille, sans femme et sans amis.¹ Pourtant, chose contradictoire, ce solitaire qui n'appartient pas à la vie sociale, met un point d'honneur à toujours apparaître parmi les autres. Les moments où il écrit de chez lui sont rares, il passe ses journées soit lisant dans la bibliothèque municipale de la ville entouré de lecteurs, soit assis dans les cafés entouré de clients de différentes classes sociales, soit errant dans les rues tout en essayant de s'infiltrer dans les foules. Ces places qui désignent par principe les collectivités et la vie commune sont des endroits où le narrateur continue d'exercer sa solitude de manière encore plus forte. D'autre part, par sa coexistence spécifique et sa position active envers le monde extérieur, Roquentin prétend sa part de la vie sociale ; le solitaire n'est pas nécessairement indifférent, il est actif mais à sa façon. Dans son *Manuel de sociocritique*, Pierre V. Zima constate que le narrateur de Sartre, contrairement à celui de *L'Étranger* de Camus, n'est guère indifférent, tout au contraire, il cherche « au milieu d'une réalité ambivalente, la *pertinence* vraie ou l'*isotopie* authentique » (Zima 1985 : 153). N'étant jamais indifférent, Roquentin ne tourne donc pas le dos à la vie sociale, bien au contraire, il en cherche sa part. Cet intérêt latent pour la vie, les autres et la société justifie son influence par le discours des autres. Cet intérêt même instaure son salut à la fin du roman, comme nous voulons l'éclairer dans cet article.

¹ Pour avoir une vision plus claire de la problématique des communications dans *La Nausée*, voir : Sawada (1995), Deguy (1993) aussi bien que Louette (1989).

3 Les étapes de la transformation du narrateur

Pour discerner les étapes conduisant le narrateur à passer de sa négativité à un état de positivité créatrice, il convient de diviser son itinéraire en trois phases : celle de l'ambiguïté de l'énigme existentielle (thèse); celle des rencontres avec les autres ou l'étape de la destruction (antithèse); et enfin, celle du choix du monde imaginaire en tant que reconstruction (synthèse). Dans la première phase qui couvre, dans le journal du narrateur, le « FEUILLET SANS DATE » et les jours du « Lundi 25 janvier 1932 » jusqu'au « Jeudi, onze heures et demie », nous voyons Roquentin essayant de mettre en évidence son sentiment d'aliénation et de solitude.

La deuxième phase, commençant par ses doutes vis-à-vis de son essai historique sur Rollebon jusqu'à la décision de le relâcher avec l'espoir de trouver le salut dans l'esthétique, marque le changement graduel du narrateur/ protagoniste. Là, nous constatons également sa résistance permanente à entrer dans le jeu social malgré ses tentatives de s'adresser aux autres, que ce soit sur le plan de la communication intra-textuel ou extra-textuel. Durant cette phase qui couvre la grande partie du journal de Roquentin, à savoir à partir du « Jeudi, onze heures et demie » jusqu'à la fin du journal, nous remarquons que l'intrigue ne se développe ni ne se complique, à l'instar d'un roman traditionnel, par les faits, mais d'après ce qui change dans l'imaginaire du protagoniste, où la force illocutoire et la force perlocutoire des actes de parole jouent leur rôle sur sa conscience et s'affirment au fur et à mesure jusqu'à le transporter d'un état à un autre.

La dernière phase se limite au dernier jour du narrateur à Bouville et représente sa délivrance par son passage des stratégies de destruction aux stratégies de reconstruction.

3.1 Roquentin face à Roquentin

La première étape du chemin de Roquentin commence par sa relation avec son 'moi' social ; Roquentin se voit comme un autre, pour ainsi dire. Dès l'incipit du roman ou bien du faux journal intime du narrateur, nous le voyons

parler à lui-même comme on parle à une autre personne ; ses mots n'ont pas l'aspect d'une confession, mais d'une tentative de s'expliquer à lui-même ou aux autres. Roquentin-observateur (qui raconte) incite l'autre Roquentin (qui vit) à tenir un journal, lui dicte ce qu'on dicte normalement aux autres et lui propose de voir si sa vision a changé et jusqu'à quel degré. Là, Roquentin sort de lui, emprunte des yeux objectivant pour se voir comme on voit un autre. Cette division du moi roquentinien est soutenue parfois par le passage de la narration à la première personne du singulier à la narration à la troisième personne du singulier. Roquentin est ainsi tantôt sujet, tantôt objet de lui-même autant que pour les lecteurs de son journal. Helge Vidar Holm l'explique ainsi :

Formellement, Roquentin n'a pas d'autre narrataire que lui-même, le journal intime impliquant une forme de narration ou d'énonciation où, en principe, il n'y a pas de destinataire autre que l'énonciateur, que celui qui écrit [...]. Dans le cas des cahiers de Roquentin, ils seront « trouvés » parmi les papiers de celui-ci, et publiés avec un fictif « avertissement des éditeurs » sous forme de roman, donc faisant partie d'un texte dirigé vers un destinataire, un lecteur (Holm 2001 : 82-83).

Le narrateur auto-diégétique de *La Nausée* présuppose, en conséquence, préalablement l'existence d'autrui : on écrit en ayant à l'esprit l'image d'un lecteur quelconque, d'autrui, même quand il s'agit d'un journal intime. Sandra Teroni et Silvano Sportelli ont déjà écrit autour de Sartre lui-même : « La question fondamentale que pose l'écriture de soi [...] est celle de la prise de distance nécessaire par rapport à soi » (Teroni/Sportelli 1990 : 157). Comme Sartre, Roquentin se construit comme objet de lui-même, se regarde, en s'appuyant sur la distance de la narration, à travers des yeux différents.

3.2 Roquentin face à son alter-ego : l'Autodidacte

Le personnage principal qui joue un rôle important dans l'instigation de Roquentin est l'Autodidacte, homme médiocre, humaniste socialiste, que le narrateur rencontre dans la bibliothèque municipale de Bouville. La relation des deux hommes est assez ambiguë ; l'un n'a rien à dire à l'autre, pourtant ces deux

hommes s'influencent réciproquement. Pour Roquentin, d'un côté, l'Autodidacte ne compte pas : il ne veut ni le rencontrer, ni parler avec lui, ni recevoir ses visites, il l'intimide, le maltraite, et ridiculise son image constamment ; en bref, il « ne cesse de l'exclure symboliquement » (Denis 1997 : 106). De l'autre côté, Roquentin prend l'Autodidacte pour quelqu'un de son espèce ; il a pitié pour lui, espère de pouvoir le défendre contre tous les autres. Il est significatif de voir que l'Autodidacte est mentionné dans le journal de Roquentin non par son nom personnel, mais par une de ses qualités : celle de l'autodidaxie. Cette distorsion quant à son nom pose des questions pragmatiques relatives à sa surdétermination. Le nom absent ne réfère pas à une personne précise. En outre, la réduction de la personne à une qualité renvoie nécessairement à l'absence de toute identité cachée ; l'Autodidacte est n'importe qui, il est peut-être Roquentin même ou l'une de ses images qu'il tente de dénier. Roquentin remarque déjà cela : « Mais, avec l'Autodidacte, on n'est jamais deux qu'en apparence » (Sartre 1981 : 91).

L'influence de l'Autodidacte sur le narrateur se révèle à travers une série de rencontres qui, quoiqu'elles apparaissent modestes et froides, laissent Roquentin dans un état de doute l'emmenant à repenser et à questionner son existence. Autrement dit, le moi roquentinien s'élucide et se purifie en interaction et en contradiction avec le moi de l'Autodidacte. Le début de cette série commence le jour daté (Jeudi onze heures et demie) quand, lors de leur rencontre, l'Autodidacte exprime son estime pour l'écriture de Roquentin : « avoir comme vous le bonheur d'écrire un livre » (Sartre 1981 : 37) en s'autocorrigant : « Monsieur, j'aurais dû dire : mérite » (id.). Cette substitution d'un mot par un autre pose la question de la fin de l'écriture et forme selon nous la bribe essentielle de l'écriture imaginaire future de Roquentin. La question qui se pose alors est la suivante : écrit-on par mérite ou par recherche du bonheur ?

Ce dialogue entre les deux hommes ne se développe guère ; pourtant, il importe d'observer le changement de direction de Roquentin d'après la valeur pragmatique des actes d'énonciation. La question de l'écriture comme chemin vers le bonheur ou comme source de bonheur l'influence, et on peut apercevoir les résultats de cette influence sur l'attitude de Roquentin envers son essai historique. Avant cette remarque autour du bonheur de l'écriture, Roquentin

rencontrait des problèmes concernant sa thèse sur Rollebon. Toutefois, peu après sa petite conversation avec l'Autodidacte, il perd son enthousiasme pour son travail. Quand il revient à trois heures à sa table pour continuer ses recherches, il n'a plus de courage (ibid. : 38). Il faut lier cette froideur envers son écriture historique avec la question du mérite et du bonheur posée par l'Autodidacte. L'écriture sur la réalité d'un homme mort n'a pas d'importance ; on ne récupère jamais par l'écriture un mort que l'histoire a enterré.

Le lendemain de leur rencontre, l'Autodidacte prend part au surgissement d'une autre question chez Roquentin : celle de la faillite des aventures. Durant cette deuxième rencontre, la question de l'Autodidacte autour des photos de voyage de Roquentin ouvre à ce dernier les yeux sur l'invalidité des aventures :

D'ordinaire, en effet, je suis plutôt fier d'avoir eu tant d'aventures. Mais aujourd'hui, à peine ai-je prononcé ces mots, que je suis pris d'une grande indignation contre moi-même : il me semble que je mens, que de ma vie je n'ai eu la moindre aventure, ou plutôt je ne sais même plus ce que ce mot veut dire (ibid. : 45).

L'extrait montre l'incapacité du protagoniste à se reconnaître ; il semble que la valeur des aventures n'a changé qu'à la suite de la question de son interlocuteur. Si cette hypothèse est exacte, cela signifie que l'Autodidacte éveille en lui des questions autour de la réalité de ses aventures, ce qui générera de sa part des changements dans sa vision. Ainsi, après le départ de l'Autodidacte, Roquentin est stupéfait et revient incessamment à la même question : « Non, je n'ai pas eu d'aventures » (id.). Il conclut aussitôt : « Je n'ai pas eu d'aventures. Il m'est arrivé des histoires, des événements, des incidents, tout ce qu'on voudra. Mais pas des aventures. Ce n'est pas une question de mots ; je commence à comprendre » (ibid. : 46).

Deux jours après, Roquentin revient de nouveau sur les mêmes réflexions, mais, cette fois-ci, il va plus loin jusqu'à conclure que les aventures n'existent que dans les livres :

[P]our que l'événement le plus banal devienne une aventure, il faut et il suffit qu'on se mette à le *raconter*. C'est ce qui dupe les gens : un homme, c'est toujours un conteur d'histoires, il vit entouré de ses histoires [...] et il cherche à vivre sa vie comme s'il la racontait.

Mais il faut choisir : vivre ou raconter (ibid. : 48).

Ici, la question de « raconter » et de l'« écriture » passe au-devant de la scène ; si Roquentin n'a pas eu d'aventures dans sa vie, il peut alors les récupérer dans les livres, par l'écriture. Si l'aventure dans la vie dupe les gens parce qu'enfin on ne peut pas saisir les moments du passé, ce n'est pas le cas dans les livres où l'aventure est intemporelle, où son temps dépend de celui de l'écriture ou de la lecture, à savoir du temps de la narration. Les aventures peuvent donc arriver à Roquentin, mais c'est dans une autre forme de vie, dans le roman.

3.2.1 Chaleur humaine et moment de crise existentielle

Durant la seconde rencontre entre Roquentin et l'Autodidacte, nous touchons l'une des caractéristiques du dialogue sartrien décrit par Esther Demoulin, à savoir, la tentative de Sartre de présenter un dialogue « dans son intégralité, c'est-à-dire de la rencontre des personnages jusqu'à leur séparation » (Demoulin 2016 : 72). L'auteur profite même des conversations les plus banales et contingentes dans le but de donner un effet du réel. Le dialogue joue ici son rôle non seulement dans l'avancement de l'intrigue, mais aussi dans la figuration des interlocuteurs qui s'influencent réciproquement au niveau du langage aussi bien que sur le plan des mouvements, des gestes et des réactions.

Parlant des tableaux du musée de Bouville, l'Autodidacte se plaint modestement de ne rien comprendre à la peinture, ni à la musique, ni à la danse : « Personne ne croit plus ce que le XVIII^e siècle tenait pour vrai. Pourquoi voudrait-on que nous prissions encore plaisir aux œuvres qu'il tenait pour belles ? » (Sartre 1981 : 130). Les deux hommes convergent ici sur le même point : peut-on chercher le vrai ou le beau quelque part ? Tandis que Roquentin le cherche dans l'histoire, l'Autodidacte le cherche dans les pensées et le goût des autres.

Indépendamment du contenu sémantique de cette scène, il est significatif d'observer que l'Autodidacte revient au XVIII^e siècle pour juger la vérité de sa pensée. Roquentin, pour sa part, mène ses recherches sur Rollebon, une personnalité du XVIII^e siècle. Cette coïncidence n'est pas gratuite dans le roman ; il ne faut pas oublier que ce qui perturbe Roquentin dans ses recherches sur Rollebon, c'est l'absence de vérité, ou plus précisément, la multiplicité des

vérités. Voici la conclusion qu'il en tire : « J'ai l'impression de faire un travail de pure imagination » (ibid. : 19).

Quelles sont les limites du beau ou du vrai à travers les siècles ? Roquentin ne se différencie en rien de l'Autodidacte : les deux revendiquent le vrai d'un moment saisi dans le passé. Mais, ni dans la vie, ni dans les livres d'imagination, ni dans l'Histoire, on ne trouve de vérités, mais seulement des interprétations : « Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen » (Nietzsche 1999 : 315) pour citer Friedrich Nietzsche. Cette idée de la primauté des interprétations sur le vrai va conduire Roquentin au domaine de l'esthétique ; le domaine des interprétations infinies.

Lors de la même rencontre, on peut voir l'effet de l'acte illocutoire sur Roquentin. L'un des énoncés efficaces de l'Autodidacte, est celui-ci : « La vie a un sens si l'on veut bien lui en donner un » (Sartre 1981 : 133). Bien évidemment, Roquentin ironise sur le point de vue de son interlocuteur, pourtant, il y reviendra lorsqu'il se jettera dans un tel projet d'engagement, celui de l'écriture romanesque. Nous rejoignons ici Pierre Zima qui a déjà observé que cet engagement dont parle l'Autodidacte et qui sera le choix de Roquentin dépend de la notion sartrienne de l'engagement² en général :

Cette opinion, traitée par Roquentin avec des sarcasmes, rend néanmoins assez bien son engagement à la fin du roman ; en même temps, elle contient certains éléments de la philosophie sartrienne. Sartre se serait-il mis en scène d'une manière auto-ironique ? Les commentaires critiques du narrateur semblent ironiser à la fois Roquentin (en tant qu'acteur) et l'auteur lui-même (Zima 1982 : 75).

La question posée par Zima nous permet de revenir à l'essence de notre analyse pour réaffirmer que rien n'explique le retour de Roquentin aux idées qu'il a déjà réfutées que le fait qu'il soit influencé par son interlocuteur, l'Autodidacte.

² Concernant le mot d'*engagement*, nous lisons dans « Notes et variantes » autour de *La Nausée* que le mot constitue un signe prémonitoire ironique à l'égard de l'engagement tardif du Sartre d'après la guerre où « [n]ombreux furent les gens qui dirent alors : « Voilà Sartre devenu son propre Autodidacte ! » » (cité dans : Sartre 1981).

3.2.2 Aimer l'autre dans sa totalité

L'essentiel pour l'Autodidacte, étant humaniste, s'incarne dans l'amour des hommes ; il prend cet amour abstrait comme une fin en soi. Roquentin, à l'opposé, mésestime cet amour, il le refuse dans son ensemble, puisqu'il ne le rencontre pas dans les détails. Pour lui, aimer les autres dans l'ensemble, cela signifie ne pas les aimer du tout, et il prend l'Autodidacte comme exemple : « les hommes... en tout cas vous n'avez pas l'air de vous en soucier beaucoup : vous êtes toujours seul, toujours le nez dans un livre » (Sartre 1981 : 134). Évidemment, l'amour que revendique ce socialiste a un sens idéal, voire religieux, c'est l'amour des hommes en Christ, l'amour des autres en tant que concept, non comme des êtres humains. En expliquant à Roquentin cet amour idéal, l'Autodidacte écarte ses bras et présente à son interlocuteur ses paumes, « les doigts tournés vers le sol, comme s'il allait recevoir les stigmates » (ibid. : 137). Pragmatiquement, le geste de l'Autodidacte peut nous dire beaucoup de choses autour de son rôle à l'égard de Roquentin. Le mot « stigmates » qui retient surtout notre attention renvoie par connotation au salut dans son sens spirituel ou religieux. Les stigmates du Christ crucifié donnent déjà l'idée de la fin du roman et de ce que représente l'Autodidacte pour Roquentin : un symbole du salut. Ainsi, le sens pragmatique transcende le sens littéral du mot. De plus, il est à voir qu'il ne s'agit pas ici seulement d'un essai d'imitation directe de l'un l'autre, mais aussi d'un sens symbolique présentant une anticipation narrative de l'action romanesque et du sort de Roquentin. Le salut roquentinien aura une valeur spirituelle : le narrateur se sauvera à l'aide de l'Autodidacte.

D'après les propos de l'Autodidacte, une expérience particulière l'a converti aux hommes. Pendant sa captivité en Allemagne en 1917, et pressé contre deux cents prisonniers dans un grand hangar de planches, l'Autodidacte a connu pour la première fois des moments de chaleur incomparable. (ibid. : 135-136) La chaleur humaine critiquée par Roquentin, Sartre l'a connue personnellement pendant sa captivité en Allemagne en 1940. À propos de cette expérience, Bakewell écrit :

[I]l avait découvert qu'il était réconfortant de vivre ainsi dans la solidarité et l'uniformité. [...] [S]a peau était la limite de l'espace dont il disposait, et même lorsqu'il dormait il sentait toujours le bras ou la jambe d'un autre contre lui. Mais

cela ne le dérangeait pas : ces autres faisaient partie de lui. Il avait toujours eu du mal avec la promiscuité jusque-là : ce fut donc une révélation (2018 : 185-186).

Ce qui nous importe ici, c'est la réaction de Roquentin après avoir entendu l'histoire de l'Autodidacte concernant sa conversion aux autres. Sa réaction prend la forme de sentiments violents et paradoxaux. Son dégoût de l'amour, des hommes, de la communauté, des mensonges et de l'appartenance aux autres se manifeste par une dérivation mentale et une étrangeté de comportements :

Je dois être malade : il n'y a pas d'autre façon d'expliquer cette formidable colère qui vient de me bouleverser. Oui, une colère de malade : mes mains tremblaient, le sang est monté à mon visage et, pour finir, mes lèvres aussi se sont mises à trembler. Tout ça, simplement parce que le poulet était froid. [...] La colère m'a traversé en tourbillonnant, c'était quelque chose comme un frisson, un effort de ma conscience pour faire la réaction, pour lutter contre cet abaissement de température (Sartre 1981 : 136).

Bien que Roquentin éprouve de vraies tensions et des douleurs physiques, ces signes ne doivent pas être traduits dans leur sens littéral, mais comme des connotations relatives à des états intellectuels et mentaux. Le changement du sujet de sa colère est aussi connotatif : est-ce que Roquentin est vraiment fâché à cause de son poulet devenu froid sur la table ? Pragmatiquement, on peut concevoir toute sa réaction comme un enchaînement de connotations ; les gestes, la froidure, le frisson, le sentiment de colère, le tremblement des mains et des lèvres, et enfin l'envie de nuire à son interlocuteur par des injures évoquent, selon nous, la résistance de Roquentin face aux révélations de son interlocuteur. Par la tension physique, Roquentin exprime aussi un changement en lui, il s'ouvre à de nouvelles possibilités émanant de l'extérieure : lui, l'homme glacé, a besoin de se réchauffer par le monde extérieur, même si cette chaleur se manifeste sous la forme de colère et de tremblements. Cette ouverture étrange sur l'extérieur met un terme à l'indifférence constante de Roquentin, il est désormais touché, et sera bientôt prêt à agir.

Si cette dernière réaction nous semble pragmatiquement d'une grande importance, c'est qu'elle produira un effet qui contredit par principe la vision roquentinienne. Il est vrai que Roquentin sent l'hypocrisie dans ce que dit l'Autodidacte et il est tout aussi vrai que l'humanisme de la masse n'apparaît plus que comme une duperie, mais tout cela ne l'est qu'explicitement : la fin du roman donne le signe de la ressemblance entre les démarches des deux

hommes. Cette crise existentielle qu'éprouve le narrateur n'est que l'acmé qui le conduira à tracer son chemin vers les autres en choisissant de les aimer dans leur totalité, et non pas dans le détail.

Concernant la référence au Christ, nous notons qu'elle attribue déjà au choix final de Roquentin un trait religieux ; l'écriture ne sera pas un choix parmi d'autres, mais une rédemption qui emportera Roquentin au-dessus de toutes ses expériences passées et le lavera « du péché d'exister » (ibid. : 209). Cette purification l'aidera à se convertir aux autres, sauf que, comme pour le Christ ou pour l'Autodidacte, aimer reviendra à réaliser une communion à distance avec les autres : aimer les autres dans leur totalité.

3.2.3 L'illogisme d'être avec les autres sans l'être

Concernant les relations humaines, il existe dans *La Nausée* une sorte d'illogisme qui se résume par ceci : être avec les autres tout en restant solitaire. Cet illogisme se révèle d'abord dans l'expérience de l'Autodidacte et il se transmet à Roquentin à la fin du roman. L'Autodidacte avoue qu'avant de décider d'appartenir au parti communiste, il se trouvait alors dans une solitude affreuse le faisant penser au suicide. Grâce à son appartenance politique, tout a changé : « Je ne suis plus seul, monsieur. Plus jamais » (ibid. : 137). Toutefois, rien n'a changé sur le plan des faits. En effet, comme avant, l'Autodidacte n'a plus d'amis, pourtant il ne se sent plus seul : « Je veux dire que je ne me *sens* plus seul. Mais naturellement, monsieur, il n'est pas nécessaire que je sois avec quelqu'un » (ibid. : 138). Pour Roquentin, le conflit éclate donc : comment être avec les autres tout en restant solitaire et bien loin ? L'Autodidacte lui donne un exemple. Ainsi, en décidant d'écrire un roman, Roquentin imite son *alter-ego*, l'Autodidacte.

Il est à préciser ici que, toutefois, dans sa philosophie, Sartre est parfaitement conscient que ce sentiment idéal de communauté n'est qu'une expérience d'échec, puisque là, il ne s'agit pas d'une expérience authentique de communion avec les autres, mais « seulement d'une manière de [s]e sentir au milieu des autres » (Sartre 1943 : 477). Autrement dit, le sentiment de communauté ne change rien au fait que les hommes sont par principe en état de conflit

permanent : « Certaines circonstances particulières qui viennent du monde peuvent y ajouter l'impression d'être nous. Mais il ne saurait s'agir en tout cas que d'une impression purement subjective et qui n'engage que moi » (ibid. : 477-478).

La narration ne se contente pourtant pas d'indiquer la préparation de Roquentin sur le plan émotionnel, mais se dirige vers le centre de la problématique de l'interaction communicationnelle. Une énonciation de la part de l'Autodidacte éveille Roquentin sur le plan implicite : « Écrivez-vous dans une île déserte ? N'écrit-on pas toujours pour être lu ? » (Sartre 1981 : 139).

De fait, on n'écrit jamais dans une île, le journal que tient Roquentin pour décrire sa nausée n'est pas sans but communicationnel ; il écrit pour s'adresser à quelqu'un, pour faire de sa nausée un objet. Cette idée est d'ailleurs fondamentale dans la théorie littéraire de Sartre, qui, quelques années plus tard, écrit dans *Qu'est-ce que la littérature ?* :

Il n'est donc pas vrai qu'on écrive pour soi-même : ce serait le pire échec ; en projetant ses émotions sur le papier, à peine arriverait-on à leur donner un prolongement languissant. L'acte créateur n'est qu'un moment incomplet et abstrait de la production d'une œuvre [...] Il n'y a d'art que pour et par autrui (Sartre 1948 : 49-50).

Ce que les mots de l'Autodidacte changent donc en lui, c'est la possibilité de sortir de son île et d'atteindre les autres par l'écriture. Cela justifie la direction de Roquentin vers le roman ; c'est le genre que tout le monde peut lire, plus qu'un journal, plus qu'un essai historique. Prince a écrit à propos du sens exact du salut prometteur par l'écriture qu' « il ne s'agit pas pour Roquentin d'être sauvé par l'acte même d'écrire [...] il s'agit d'être lu et d'être – au moins en partie – sauvé par les autres » (1986 : 63).

La réaction de Roquentin à la suite de cette série de révélations sur les humanistes, sur l'amour des hommes et sur l'écriture peut être interprétée comme un traitement intérieur des contraintes extérieures. D'après la vision pragmatique, un acte illocutoire vise un effet perlocutoire, qui se manifeste dans la réaction, les paroles ou les actions du destinataire. Nous trouvons tous ces effets chez Roquentin. La crise de nausée la plus forte se produisit à la suite de ce rendez-vous avec l'Autodidacte : « Il y a eu la Nausée du Rendez-vous des Cheminots et puis une autre [...] et puis une autre au Jardin public [...] Mais

jamais ça n'avait été aussi fort qu'aujourd'hui » (Sartre 1981 : 145). Le « N » en majuscule dans « Nausée » prouve l'importance de cette scène. Pour Roquentin, tout se révolte déjà en lui, et la bizarrerie de ses idées en est la preuve : « [j]e sens bien que je pourrais faire n'importe quoi. Par exemple, enfoncer ce couteau à fromage dans l'œil de l'Autodidacte » (ibid. : 145-146). Le soir de sa rencontre avec l'Autodidacte, le narrateur a tout compris :

[J]e sais ce que je voulais savoir ; tout ce qui m'est arrivé depuis le mois de janvier, je l'ai compris. La Nausée ne m'a pas quitté, et je ne crois pas qu'elle me quittera de sitôt ; mais je ne la subis plus, ce n'est plus une maladie ni une quinte passagère : c'est moi (ibid. : 150).

3.3 Anny et la leçon des moments parfaits

Roquentin arrivait donc à comprendre sa nausée et apparaît désormais prêt à continuer son chemin. Mais où aller ? Par quoi commencer ? C'est ce que nous pouvons analyser par le biais de ses rapports avec le deuxième personnage important du roman, son ex-petite amie, Anny.

Le narrateur va à Paris à la rencontre d'Anny. Bien que ce soit la première rencontre depuis six ans, la majeure partie de leur conversation tourne autour de la clarification d'un sujet concernant les moments parfaits. Dans le passé, Roquentin éprouvait toujours des difficultés à comprendre ce que ces moments signifiaient pour Anny. Pour elle, il s'agit de moments dont la réalisation exige des conditions précises à respecter, de situations extraordinaires ayant « une qualité tout à fait rare et précieuse » (ibid. : 174) et d'un processus à suivre : il existe « certains actes qu'il faut faire, des attitudes qu'il faut prendre, des paroles qu'il faut dire - et d'autres attitudes, d'autres paroles sont strictement défendues » (ibid. : 175). En outre, « il fallait d'abord être plongé dans quelque chose d'exceptionnel et sentir qu'on y mettait de l'ordre » (id.). Tout cela laisse entendre que les moments parfaits exigent un état spécial ressemblant à une évasion hors du réel, à savoir quelque chose d'*artificiel*, d'artistique ; c'est ce qu'affirme aussi Roquentin quand il conclut que c'est « une sorte d'œuvre d'art » (id.).

Il existe donc une contradiction dans la notion de « moments parfaits » : ils n'existent pas d'eux-mêmes, mais doivent être créés ; nous ne les réalisons pas pour nous-mêmes, mais pour les autres ; c'est la nécessité vue de dehors. Ainsi, l'actrice Anny qui fait du théâtre croyant que, sur scène, elle arrivera à réaliser des moments parfaits, découvre que cela se réalise non pour elle, mais pour ceux qui sont assis dans la salle :

L'essentiel, pour nous tous, c'était le trou noir, juste devant nous, au fond duquel il y avait des gens qu'on ne voyait pas ; à ceux-là, évidemment, on présentait un moment parfait. Mais, tu sais, ils ne vivaient pas dedans : il se déroulait devant eux (ibid. : 180).

Selon Anny, les moments parfaits correspondent à des moments qui nous arrivent, qui nous viennent du dehors. Par exemple, on entend un air de jazz, on regarde une scène parfaite jouée devant nous, on lit un roman, on vit donc des moments parfaits, mais on n'est que les récepteurs, et non les fondateurs de ces moments, pour ainsi dire.

On remarque par conséquent une parenté entre les moments parfaits d'Anny et la joie puissante causée par la chaleur humaine selon ce que l'Autodidacte a éprouvé dans le stalag. L'Autodidacte était incapable de sentir seul cette joie puissante, car la chaleur humaine, comme les moments parfaits, lui est arrivée sans qu'il puisse la produire seul. Il lui fallait se jeter dans des situations précises ; s'insérer dans des foules, que ce soit les foules religieuses dans les messes du dimanche, ou la foule des lecteurs dans la bibliothèque municipale, ou de se serrer contre les corps des autres captifs pour qu'il puisse vivre ses moments parfaits. La similarité entre les deux cas n'est pas arbitraire ; les deux exemples qui s'éclaircissent progressivement sous les yeux de Roquentin l'inciteront à effectuer la même chose : à se chercher un moment qui l'arrache de l'existence et à se sauver par ceci d'elle.

Quittant Anny, Roquentin se rend compte qu'il est nu, libre, et qu'il lui faut un saut quantique. Toutes les vies fausses qui étaient jadis possibles lui apparaissent maintenant inutiles et invivables : « Anny n'est revenue que pour m'ôter tout espoir. Je suis seul [...]. Seul et libre. Mais cette liberté ressemble un peu à la mort » (ibid. : 185).

3.4 Identification et pertinence devant un air de Jazz

La conversion de Roquentin à l'art se cristallise enfin concrètement grâce à un air de jazz. Et là, un troisième personnage pousse Roquentin au choix de l'esthétique comme délivrance de l'existence ; il s'agit en fait du juif, le compositeur présumé de la chanson « Some of these days » chantée par la Négrresse. La communication entre Roquentin et le juif s'effectue selon deux niveaux spatiaux et temporels différents, mais ce qui n'empêche pas pour autant leur dialogue. L'effet produit sur le protagoniste à la suite de cette scène finale du roman est clair.

Nous nous souvenons du blocage de Roquentin face à la question de la priorité de vivre ou de raconter. La réponse à cette question lui est donnée à travers ce couple qui, par son morceau musical, sert de modèle à suivre ; en pensant aux ennuis du juif, à ses soucis et à ses malheurs qui ne diffèrent peut-être en rien de ceux qui le hantent, Roquentin se rend compte que le pas à faire consiste à sauter hors de l'existence. La beauté et la gloire se réalisent par ce saut vers l'esthétique, par la force de raconter :

Quatre notes de saxophone. Elles vont et viennent, elles ont l'air de dire : « Il faut faire comme nous, souffrir *en mesure*. » Eh bien, oui naturellement, je voudrais bien souffrir de cette façon-là, en mesure, sans complaisance, sans pitié pour moi-même, avec une aride pureté (ibid. : 205-206).

La musique, la chanson, les moments parfaits et la chaleur humaine s'unissent sur un seul fait, celui de jeter l'être hors de l'existence, de le priver de la contingence et de donner à l'être une nécessité quelconque. Roquentin ne veut pas exister, il veut « chasser l'existence hors de [s]oi » (ibid. : 206). L'art, comme l'air de jazz, est, selon Roquentin, l'apport humain pour vaincre l'existence.

4 Conclusion

L'analyse des rapports des personnages de *La Nausée* offre deux possibilités d'interprétation indirectes : d'une part, Roquentin n'est pas solitaire et ne le sera jamais, car il se construit et se développe parmi et à travers les autres ; d'autre part, l'intrigue du roman se développe non selon les faits et les actions, mais

selon l'imaginaire du héros, ou bien, ce qui est mis au-devant dans le roman, selon le courant de conscience du protagoniste. Pourtant cette conscience qui est toujours conscience de quelque chose, donc un mouvement perpétuel vers l'extérieur, ne se nourrit pas d'elle-même, mais de son interaction avec le monde extérieur.

Ainsi, en étudiant les actes de parole de Roquentin et des autres personnages, nous avons vu que le choix de l'écriture ne surgit pas comme choix entre autres, ni ne s'impose brusquement à cause de son aspect transcendant, ni ne vient à titre d'une substitution à un autre choix, mais se développe dans l'imaginaire du protagoniste à la suite de ses contacts avec les autres.

La pragmatique de la narration met en œuvre l'interactivité réciproque du protagoniste avec les autres. Grâce à l'Autodidacte, Roquentin sait que l'on écrit en ayant à l'esprit l'image de son lecteur ; à travers Anny, il apprend qu'on peut atteindre les moments parfaits par l'art ; et enfin il comprend, grâce au couple incarné par le Juif et la Nègresse que la contingence du réel peut être franchie par la nécessité de la création artistique. Dans un moment de délivrance, Roquentin parvient à distinguer ce qu'il voudrait écrire : « Une histoire, par exemple, comme il ne peut en arriver, une aventure. Il faudrait qu'elle soit belle et dure comme de l'acier et qu'elle fasse honte aux gens de leur existence » (ibid. : 210).

Il va sans dire que pour que le roman de Roquentin fasse honte aux gens, il importe que sa stratégie vise à leur ouvrir les yeux sur la réalité de leur existence et que, réciproquement, ils lui ouvrent les yeux sur un nouveau monde. Cette commutativité entre lui et ses futurs lecteurs se renforcera par sa capacité de leur créer des moments parfaits. La supposition, comme dans le cas d'Anny, sera la suivante : les moments parfaits qui peuvent sauver Roquentin, n'existent pas pour lui, mais pour les autres ; et en tant que solitaire, le roman sera son chemin pour les réaliser. Comme il était fasciné devant l'air de jazz, les autres seront fascinés et vivront des moments parfaits devant le roman qu'il leur donnera. L'acte de Roquentin constituera donc un sacrifice, au sens religieux : il se donnera aux autres pour qu'eux, et non lui, aient leurs moments parfaits. Roquentin ne rencontrera pas le bonheur et le soulagement dans l'acte d'écriture, mais dans le rebondissement de cet acte, dans la réflexion du bonheur de ses futurs lecteurs sur lui.

Enfin, bien que les contacts de Roquentin avec les autres personnages ne l'inscrivent pas aussitôt dans le milieu social, ils l'incitent à se tracer un chemin particulier vers la sociabilité, vers les autres. Il dépasse les sentiments de solitude et d'aliénation non par l'appartenance à une collectivité quelconque, mais en développant sa propre manière d'être avec les autres. Son dialogue avec des personnages de son entourage l'emmène vers un dialogue infini dans un autre contexte, celui du texte littéraire, étant donné que celui-ci est un « dialogue entre l'auteur et le lecteur par l'intermédiaire du texte » (Poulain 2006 : 57). En même temps, Roquentin ne renonce pas à sa solitude, tout au contraire, il la choisit ; il ne la dépasse pas, mais la légitime, la renforce en choisissant d'être avec les autres sans l'être.

Bibliographie

- Bakewell, Sarah. 2018. *Au café existentialiste : la liberté, l'être & le cocktail à l'abricot*. Paris : Albin Michel.
- Deguy, Jacques. 1993. *La Nausée de Jean-Paul Sartre*. Paris: Gallimard.
- Demoulin, Esther. 2016. « Théorie et pratique du dialogue romanesque chez Jean-Paul Sartre ». In : *Sartre Studies International* (Special Issue : Thinking with Sartre Today). Vol. 22, N° 1, 69-82.
- Denis, Benoît. 1997. « Roquentin et les types sans importance sociale ». In : *Études françaises*. Vol. 33, N° 3, 105-119.
- Holm, Helge Vidar. 2001. « Les héros de *La Nausée* et de *La Chute* ». In : *Études sartriennes. (Sartre : Une écriture en acte)*. N° 8, 81-90.
- Louette, Jean-François. 1989. « *La Nausée*, roman du silence ». In : *Littérature*, N° 75, 3-20.
- Nietzsche, Friedrich. 1999. *Nachlaß 1885-1887. (Ende 1886- Fruhjar 1887)*. Kritische Studienausgabe Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 12. München: Deutscher Taschenbuch Verlag de Gruyter.
- Poulain, Elfie. 2006. *Approche pragmatique de la littérature*. Paris : L'Harmattan.
- Prince, Gerald. 1986. « Ouverture dans *La Nausée* ». In : *Études sartriennes* N° 2-3, (Cahiers de Sémiotique Textuelle 5-6), 55-65.
- Sartre, Jean-Paul. 1943. *L'Être et le Néant*. Paris : Gallimard.
- . 1948. *Qu'est-ce que la littérature ?*. Paris : Gallimard.
- . 1981. *Œuvres Romanesques*. Édition établie par Michel Contat et Michel Rybalka, avec la collaboration de Geneviève Idt et de George H. Bauer. Paris : Gallimard.
- Sawada, Naoyuki. 1995. « Communication et silence chez Sartre : Une lecture de *La Nausée* ». In : *Études de langue et littérature françaises*, N° 66, 178-191.
- Teroni, Sandra; Sportelli, Silvano. 1990. « Écriture de soi et quête de l'authenticité ». In : *Études sartriennes*, N° 4, *Cahiers de Sémiotique Textuelle* N° 18, 153-170.
- Zima, Pierre V. 1982. *L'indifférence romanesque : Sartre, Moravia, Camus*. Paris : Sycomore.
- . 1985. *Manuel de sociocritique*. Paris : Picard.

Melanie Schneider (Frankfurt)

« [C]’est absurde d’être bloqué sur une autoroute » – Das Motiv des Staus in der zeitgenössischen romanischen Literatur

Due to an ever-increasing number of automobiles on the roads, automobility fails more and more to fulfil its promise of free individual mobility, leading to traffic density and congestions of unprecedented proportions. However, those conditions seem to possess an aesthetic potential which we seek to analyze in terms of literature. Therefore, we are going to look on three novels from Romance-language areas: Julio Cortázar’s short story *La autopista del sur* (1966), Carlo Lucarelli’s novel *Autosole* (1998) and Grégoire Gauchet’s novel *Les robinsons de l’autoroute* (2018). First, we will analyze the nature of deceleration/congestion by referring to human geographer Tim Cresswell’s concept of *friction*. Second, we will examine recurring motifs linked to the deceleration/congestion in all novels before taking a closer look at Gauchet’s novel where the *friction* not only applies to traffic but also to human relationships. The aim is to look at different literary representations of an everyday experience like traffic congestion and to see how literature deals with such an occurrence.

Keywords: *traffic congestion; friction; motorway; immobility; car culture;*

1 Einleitung

Die Automobilität steht seit einigen Jahrzehnten bezüglich ihres Versprechens auf individuelle Fortbewegungsfreiheit zunehmend in der Kritik. Die Techniksoziologin Judy Wajcman weist schon Anfang der 1990er Jahre auf die kollektive Immobilität als eine der Schattenseiten der individuellen Automobilität hin: «Hinsichtlich der individuellen Mobilität nimmt die Nützlichkeit des Wagens ab, wenn die Anzahl der Fahrzeuge auf den Straßen steigt» (Wajcman 1994: 156). Dieser Zustand hat sich in den letzten Jahrzehnten verschärft und wurde neben der Soziologie¹ auch von der Literaturwissenschaft aufgegriffen: Der Anglist Frank Schulze-Engler konstatiert in seinem Artikel «Automobilität in der afrikanischen Literatur», dass der Begriff der Automobilität aufgrund des

¹ Cf. Böhm et al. (2006), Conley; McLaren (2009) sowie Lindegaard (2015).

«paradoxe[n] Zusammenhang[s] zwischen individueller Mobilität und kollektivem Stillstand» (Schulze-Engler 2018: 313) nahezu in allen Automobilkulturen zunehmend kritisiert wird. Der deutsche Autor, Film- und Kulturkritiker Georg Seeßlen ist sich dessen ebenfalls bewusst, wenn er «Raserei und Stau [als] die beiden Aggregatzustände der mobilen Gesellschaft» (Seeßlen 2010: Abs. 5, Z. 11-12) identifiziert. Soziologie, Literatur- und Filmwissenschaft bedienen sich allesamt einer Dialektik des motorisierten Individualverkehrs, die zwischen ihrem Versprechen auf freie Fahrt und dem variiert, was wir in diesem Artikel mit Rückgriff auf den englischen Geografen Tim Cresswell als *friction* bezeichnen. Der Begriff ist in seiner fundamentalen Bedeutung als Reibung zu verstehen, die Bewegung verlangsamen oder gänzlich verhindern kann (cf. Cresswell 2014: 108). Der vorliegende Artikel konzentriert sich auf die *friction* in der Erscheinung eines Verkehrsstaus und möchte dieses Motiv in der romanischen Literatur herausarbeiten. Für die Untersuchung werden folgende Werke herangezogen: Julio Cortázers Kurzgeschichte *La autopista del sur* aus seinem Erzählband *Todos los fuegos el fuego* (1966), Carlo Lucarellis *Autosole* (1998) und Grégoire Gauchets *Les robinsons de l'autoroute* (2018). In einem ersten Teil soll das Augenmerk auf der *friction* als Ausgangssituation und als strukturierendes Element in den in Abständen von zwanzig bis dreißig Jahren erschienenen Erzählungen liegen. Im zweiten Teil werden die in allen Texten wiederkehrenden Motive der Identifikation der Reisenden mit ihren Autos und der Zweckentfremdung untersucht, die Autos und Autobahn durch den Stau erfahren. Zuletzt steht der von der Forschung noch wenig beachtete Roman Gauchets im Zentrum, bei dem eine Verschiebung von einer verkehrstechnischen hin zu einer zwischenmenschlichen *friction* beobachtet werden kann. Ziel des Artikels ist es, das literarische Potenzial der Erfahrung *Entschleunigung/Stau* auf der Autobahn zu identifizieren.

2 Der Stau als narratives Strukturelement

Im Zentrum der hier vorgestellten Analyse steht das Phänomen einer verhinderten physischen Bewegung. Wirft man einen Blick auf Disziplinen, die sich für derartige Phänomene interessieren, stößt man unweigerlich auf das

166

Feld der *Mobility studies*. Bezogen auf verhinderte Mobilität hat sich für diese Tim Cresswells Konzept der *friction* als hilfreiches Analysekonzept herausgestellt. Im Zuge eines interdisziplinären Zugangs versucht dieser Artikel Cresswells Ansatz für die Untersuchung literarischer Texte fruchtbar zu machen. Zunächst als Reibung aus der Physik bekannt und dann von dem preußischen Militärtheoretiker Carl Phillip Gottfried von Clausewitz als unvorhergesehenes Hindernis eines geplanten Ablaufs definiert,² entwickelt Cresswell den Begriff der *friction* für die Mobilitätsstudien weiter: Er verleiht diesem eine soziale und kulturelle Komponente, indem er sich vorrangig für *frictions* interessiert, die aus Machtverhältnissen resultieren,³ ein Zusammenhang, der jedoch nicht zwangsläufig bestehen muss. Verkehrsverlangsamungen oder Staus, besonders als Folge von Unfällen, treten eher selten als politische Machtinstrumente auf, da sie – in der Regel – nicht instrumentalisiert werden und in ihrer Natur alle Reisenden gleichartig vom Weiterkommen abhalten, ungeachtet deren sozialen Status. Das Konzept der *friction* ist dennoch insofern interessant für die vorliegende Analyse, als dass dieses mit dem Mythos bricht, die Globalisierung hätte alle Barrieren aufgehoben und die unbegrenzte Zirkulation für Menschen und Güter hervorgebracht. In dieser Hinsicht ist es spannend zu sehen, dass sowohl Cortázar als auch Lucarelli und Gauchet sich alle die Autobahn zum Schauplatz für eine *friction* aussuchen: Cortázars und Gauchets Autofahrer:innen erleben den Stillstand jeweils auf der A6 – zusammen mit der A7 unter *autoroute du soleil* bekannt – einmal Richtung Paris an einem Sonntagnachmittag im August und einmal zwischen Chalon-sur-Saône und Mâcon zu Beginn der Ferienzeit am 14. Juli. Bei Lucarelli setzt die Geschichte am 1. August auf der Autosole – Abkürzung für «autostrada del sole» –, der A1 von Mailand nach Neapel ein, wobei sich die Automobilist:innen hier

² Clausewitz (1780-1831) entwickelt den Begriff in Bezug auf die unsicheren Zustände in Kriegszeiten: «His central argument was that war produced a continual ‘fog’ of confusion, where perfect knowledge of the situation was always impossible. The details of war always got in the way of attempts at abstraction. It is these ‘details’ that he grouped under the heading of ‘friction’» (Cresswell 2014: 107).

³ «Friction, here, is a social and cultural phenomenon that is lived and felt as you are stopped while driving through a city, or encounter suspicion at check-in at an international airport» (Cresswell 2014: 108). Machtverhältnisse, hier im Sinne von staatlichen Kontrollen, behindern laut Cresswell die – im wörtlichen Sinne der *friction* – reibungslose Mobilität von Menschen (cf. *ibid.*: 110).

in einem Transitstadium befinden, alternierend zwischen Schritttempo und Stillstand. Auf der Autobahn, der Verkehrsstraße der Moderne, die ihren Reisenden nicht nur die schnellste, sondern auch die reibungsloseste Fortbewegung zu Land verspricht, wirkt eine *friction* auf die Reisenden besonders befremdlich und absurd, wie dies schon am Zitat aus Gauchets Roman «c'est absurde d'être bloqué sur une autoroute» (Gauchet 2018: 14) zu sehen ist, das als Beitragstitel gewählt wurde. Dabei wurden für die Erfahrung der *friction* stets Zeitpunkte ausgewählt, die erfahrungsgemäß eine intensive Benutzung der Autobahn implizieren, bei der diese ihren Effekt der Entschleunigung/des Stillstands auf ein größtmögliches Publikum ausüben kann. Verursacher für die *friction* scheinen in allen Erzählungen Unfälle zu sein, auch wenn diese nicht immer eindeutig als solche identifiziert sind. Bei Cortázar beispielsweise verbreiten einzelne Reisende, die sich auf der Autobahn über längere Strecken bewegen, ständig neue Spekulationen über die Stauursache: «A lo largo de la tarde se había sabido así del choque de un Floride contra un 2HP cerca de Corbeil [...], el doble choque de un Fiat 1500 contra un furgón Renault que había aplastado un Austin lleno de turistas ingleses [...]» (1994: 507). Es bleibt bei den Spekulationen, die Stauursache wird bis zuletzt nicht aufgeklärt, allerdings kreisen alle Spekulationen um Kollisionen. Auch bei Lucarelli bleiben die Figuren über die genaue Ursache der entschleunigenden Verkehrsverdichtung im Dunkeln, jedoch wird auch hier zu Beginn ein Unfall vermutet, wenn ein Anwalt seinen Chauffeur im Zuge der Entschleunigung fragt: «Che succede, Osvaldo, un incidente?» (2006: 15). Nur bei Gauchet besteht in dieser Hinsicht kein Zweifel: Nicht nur erfahren die Leser:innen zu Beginn des Romans über eine Radioansage von dem schrecklichen Unfall und der Rauchsäule, die dieser verursacht: «Nous vous rappelons qu'à l'heure où nous vous parlons, l'incendie provoqué par l'accident d'un camion-citerne transportant des hydrocarbures, lui-même consécutif à un accrochage avec un autre véhicule, n'est toujours pas éteint [...]» (Gauchet 2018: 11). Auch die Automobilist:innen werden wenig später über die Schwere des Unfalls informiert und sind erschüttert von dessen Ausmaß an Brutalität. Die jeweiligen *frictions* lähmen den Verkehrsfluss, unterbrechen die Reisen der Automobilist:innen und bieten Anlass für die Erzählungen. Dabei setzen alle drei Handlungen *in media res* ein, die Leser:innen finden sich zu Beginn mitten im

Staugeschehen (Cortázar und Gauchet) bzw. in der Phase der Entschleunigung (Lucarelli) wieder. Die *friction* als Erzählrahmen ruft neue Erfahrungen und Empfindungen hervor, die die Handlungen entscheidend prägen. Eine Empfindung, die sich durch alle Werke zieht und die als direkter Effekt der Entschleunigung und des Stillstands verstanden werden kann, ist das Gefühl der Verunsicherung und der Unsicherheit, das aus dem Bruch mit der Verkehrsnorm resultiert und das, wie bereits oben angeführt, auf das Versagen des Verkehrssystems zurückzuführen ist. Besonders bei Lucarelli und Cortázar geht dieses Gefühl Hand in Hand mit der verlangsamenden und stockenden Reisebewegung. Lucarellis Protagonisten klammern sich an das Schrittempo, alles ist besser als der Stillstand: «Passo d'uomo: finché c'è movimento c'è speranza» (Lucarelli 2006: 17). Solange es Bewegung gibt, gibt es Hoffnung. Selbst als der Verkehr im Tunnel zum Erliegen kommt, weigern sich die Automobilisten noch, den Motor abzustellen und die Niederlage zu akzeptieren: «Perché sarebbe un po' come rinunciare alla speranza che il movimento riprenda, riconoscere che l'attesa sarà lunga, insomma, arrendersi» (ibid.: 21). Auch bei Cortázar halten sich die Automobilist:innen stets bereit für die Weiterfahrt, auch wenn diese manchmal nur wenige Meter am Tag beinhaltet (cf. Cortázar 1994: 506, 510, 517). Die Protagonist:innen bei Gauchet verspüren gegenüber dem verkehrstechnischen Ausnahmezustand ebenfalls Ratlosigkeit und sind zunächst in ihren Handlungen gelähmt. Die Unsicherheiten basieren in allen Erzählungen auf dem Versagen der Autobahn als Verkehrsstraße und dem Automobil als Transportmittel, die ihre Versprechen auf freie Fahrt nicht einhalten können. Hier sind wir in der oben angesprochenen Logik der *friction*, welche die Illusion einer barrierefreien globalisierten Welt aufhebt.

Interessant bei den hier zu untersuchenden Werken ist ebenfalls, dass zwar alle Autoren dieselbe Thematik behandeln, aber doch verschiedene Möglichkeiten im Umgang mit der *friction* aufzeigen: Cortázars Automobilist:innen bauen auf der Autobahn eine neue Gesellschaft auf, um ihr Verweilen zu organisieren. Bei Lucarelli erleben die Leser:innen mithilfe des Wechselspiels zwischen Stillstand und Bewegung ein Spiel von Nähe und Distanz zwischen den Reisenden, das die Absurdität der Situation hervorhebt. Die Automobilist*innen bei Gauchet hingegen fliehen vor der Autobahn in die Natur und versuchen sich, wie bei Cortázar, zu organisieren, bis Hilfe kommt. Verfolgt

Gauchets Erzählung bezüglich der Dauer des Staus eine realistische Darstellung – die Automobilist:innen warten mehrere Stunden auf die Rettungskräfte –, erfahren die Geschichten bei Cortázar und Lucarelli eine zeitliche Ausdehnung, die bis ins Fantastische reicht und ebenfalls die Absurdität des Verharrens auf der Autobahn betont: Verweisen bei Cortázar die wechselnden Jahreszeiten auf eine unnatürliche Länge des Staus, wird die Dauer bei Lucarelli mithilfe der Kapitelüberschriften vermittelt: Das erste Kapitel trägt die Überschrift «Autosole. 1° agosto», das letzte «Autosole. 31 agosto», wobei der Zeitsprung für die Reisenden plötzlich und unerwartet erscheint (cf. Lucarelli 2006: 114-115). Anders als bei Cortázar und Gauchet ist hier nie von überlebenswichtigen Notwendigkeiten wie Nahrungs- oder Wasserbeschaffung die Rede. Strukturiert die *friction* auf der Autobahn Cortázars und Lucarellis Erzählungen bis zum Schluss, verlassen Gauchets Reisende die Autobahn zwar relativ früh im Roman. Interessant ist hier allerdings die Verschiebung der *friction*, die nun nicht mehr auf der Autobahn, sondern in der Beziehung eines der reisenden Paare Ausdruck findet, die wie der Verkehr ins Stocken gerät. Insofern kann festgestellt werden, dass die *friction* in allen Erzählungen als zentrales Strukturelement agiert. Trotz der hier angesprochenen inhaltlichen Unterschiede sind doch bei allen Texten wiederkehrende Motive zu beobachten, die in Zusammenhang mit der *friction* stehen und die im Folgenden herausgearbeitet werden.

3 Automobil und Autobahn – Zwischen Identifikation und Zweckentfremdung

In einem zweiten Teil sollen das Auto als Identifikationsmerkmal für die Reisenden und die Zweckentfremdung der Autos und der Autobahn als wiederkehrende Motive in allen drei Texten untersucht werden.

3.1 Identifikation der Reisenden mit ihren Autos

In *La autopista del sur* haben die Figuren keine Namen und werden über die Marken und Modelle ihrer Autos identifiziert, die Beruf, Charakter und sozialen Status eines jeden Reisenden spiegeln:

[P]oner en marcha el motor, avanzar tres metros, detenerse, charlar con las dos monjas del 2HP a la derecha, con la muchacha del Dauphine a la izquierda, mirar por el retrovisor al hombre pálido que conduce un Caravelle, envidiar irónicamente la felicidad avícola del matrimonio del Peugeot 203 [...] (Cortázar 1994: 505).

Die genügsamen Nonnen sind in einem kleinen, preiswerten 2CV unterwegs, die junge Frau sitzt in einem kleinen Renault Dauphine, der allein reisende Mann fährt Cabriolet und das glückliche Ehepaar, die auch ein Kind an Bord haben, reisen – wie könnte es anders sein – in einem familienfreundlichen Peugeot. Lucarelli verfährt ähnlich: Indem er die einzelnen Kapitel mit den Automobilmarken und -modellen betitelt und sich bei den Beschreibungen der Automobilist:innen weitestgehend auf Personalpronomen beschränkt, bleibt das Auto, sowie dessen Position auf der Autobahn für die Leser*innen eines der Hauptidentifikationsmerkmale: «MINI MINOR ROSSA. TERZA CORSIA» (Lucarelli 2006: 33) oder «PULLMAN (FRIGOBAR E TIVÙ). PRIMA CORSIA» (ibid.: 65). Dabei verweisen die Fahrzeuge auch hier auf den sozialen Status der Automobilist:innen, beispielsweise wenn ein Anwalt mit Chauffeur in einem Mercedes 500 auftritt (cf. ibid.: 41-43).⁴ Dieselbe Strategie findet sich auch bei Gauchet, wenn dieser die wanderbegeisterten, gut betuchten Rentner in einen voll ausgestatteten Campingwagen, das junge Upperclass-Pärchen aus Paris hinter das Steuer eines großen Porsche Cayennes und die alleinerziehende Mutter mit Tochter in einen kleinen erdbeerfarbenen Twingo (cf. Gauchet 2018: 13-19) setzt. Als Claude, der Fahrer des Campingwagens, neben sich den riesigen Porsche Cayenne erblickt, bemerkt er sogar, dass es sich hier um eine «lutte des classes sur l'autoroute du soleil» handle (ibid.: 15). Paradoxerweise ist es allerdings gerade der Stau, der diesen

⁴ Lucarelli verzichtet allerdings nicht gänzlich auf Namen. Reisen mehrere Leute beispielsweise zusammen, werden diese mithilfe von Namen unterschieden.

Klassenkampf auf der Autobahn aufheben wird: Die zur Immobilität verdammten Automobile sind in einem Stau alle gleich, kein Modell – und sei es auch noch so hochklassig – vermag die Blockade zu durchdringen. Die *friction* hält alle in ihrem Bann gefangen, niemand kann sich ihr entziehen. Cortázar und Lucarelli verweisen beide auf diesen Umstand:

Reservó una explicación más detallada para la muchacha del Dauphine mientras los coches avanzaban lentamente unos pocos metros (ahora el Dauphine estaba ligeramente retrasado con relación al 404, y más tarde sería al revés, pero de hecho las doce filas se movían prácticamente en bloque, como si un gendarme invisible en el fondo de la autopista ordenara el avance simultáneo sin que nadie pudiese obtener ventajas) (Cortázar 1994: 508).

Bei Cortázar schieben sich die Autos zwischen den langen Phasen des Stillstands mühsam vorwärts, überholen sich kurzfristig zwar gegenseitig, bewegen sich jedoch wie ein einziger Block vorwärts, ohne dass jemand einen Vorteil erringen kann. Lucarelli übertrifft Cortázar in dieser Darstellung noch an Absurdität, wenn er eine Verfolgungsjagd im Stau enden lässt: Ein Bandit im Ferrari Thema jagt einem in einem Porsche fahrenden Schmuckvertreter samt potenzieller Beute hinterher, im Schlepptau die Polizei, die sich bemüht, den Räuber zu stellen:

È successo che si sono trovati bloccati in quell'inseguimento a passo d'uomo, disposti su tre corsie diverse come carte mescolate a caso da uno che non sa giocare. Prima l'auto della polizia dietro al gioielliere dietro alla Thema Ferrari, poi la Porsche che insegue i banditi che inseguono la polizia, poi la Thema Ferrari che insegue il gioielliere che insegue i poliziotti (Lucarelli 2006: 106).

Nicht nur die sozialen Status der Automobilist:innen verlieren im Stau an Bedeutung, auch Räuber und Gesetzeshüter werden – ungeachtet des moralischen Grades ihrer Vorhaben – von diesem an der Ausübung ihrer Bestimmungen gehindert. Hier spiegelt sich die Logik von Clausewitzs Verständnis der *friction* wider, die Cresswell als eine «stubborn stickiness» (2014: 107) identifiziert, die in der Welt vorherrscht und dazu führt, dass «[t]hings just don't turn out the way they are planned – even for the powerful» (ibid.). Selbst die Polizei als gesetzlich legitimierter Machtapparat kann sich dem Stau nicht entziehen und muss sich wie Täter und potenzielles Opfer mit der Situation abfinden. Einerseits verweisen die Autos also auf die jeweiligen gesellschaftlichen Stellungen der Automobilist:innen, andererseits werden diese Positionen

durch den Stau aufgehoben und die Straße verwandelt sich schließlich doch noch in den «meeting place of democracy» (zit. Nach Borden 2013: 17), den sich der baskische Architekt Pedro Juan Manuel Larrañaga schon 1926 in seinem *Successful Asphalt Paving: A Description of Up-to-date Methods, Recipes and Theories, with Examples and Practical Hints, for Road Authorities, Contractors, and Advanced Students* gewünscht hat, und wo «the Rolls-Royce limousine, the Ford tourer, the cycle and the donkey cart will learn to know and respect each other» (ibid.). Die *friction* und nicht die Straße vermag es schließlich eine Art Gleichberechtigung unter den Reisenden zu schaffen.

3.2 Zweckentfremdung von Automobil und Autobahn

Ein anderes wiederkehrendes Motiv bildet die Zweckentfremdung der Autos und der Autobahn. In den Staus von Cortázar und Gauchet verlieren die Autos ihren ursprünglichen Nutzen als Transportmittel, was bei den Automobilist*innen ein Unbehagen auslöst: Bei Cortázar empfinden sie eine «sensación contradictoria del encierro en plena selva de máquinas pensadas para correr» (1994: 506). Der Stillstand in diesem Dschungel von Maschinen, die für die schnelle Fortbewegung gemacht sind, hat einen befremdlichen Effekt. In *Les robinsons de l'autoroute* bemerken die von ihrer Expedition entlang der Autobahn zurückkehrenden Automobilisten Claude und Jean-Jacques über den sich ihnen bietenden Anblick der unbewegten Autos Ähnliches:

Le spectacle était étrange. Une demi-lune diffusait une lumière or pâle et son reflet démultiplié luisait dans tous les pare-brises et brillait comme un gros ver luisant. Les voitures étaient toujours là, par milliers, insectes de métal et de verre figés dans la cendre de la nuit, pétrifiés. Leurs calandres et leurs phares éteints dessinaient des visages familiers. Rien ne bougeait, il n'y avait plus personne, un rêve de ferrailleur, un désert, et eux (Gauchet 2018: 168).

Dieser Auto-Geisterstadt wohnt ein beunruhigender Zug inne. Die beiden wollen nicht einmal in Claudes Campingwagen schlafen und ziehen die Natur dem unbewegten Metallspektakel vor:

Tu as raison, a dit Claude [...], on n'est pas bien ici, on se croirait sur le parking d'un hypermarché, et toutes ces voitures inertes sans personne au volant ça fait

se sentir triste et seul. Oui, a dit Jean-Jacques, c'est une zone commerciale sans commerce. On sera mieux dans les collines (ibid.).

Der einsamen Kälte der unbewegten Autos, die wie ein unbelebter Supermarktplatz wirken, wird die komfortspendende Natur vorgezogen. Autos wie Autobahn spielen aufgrund ihres durch den Stau ausgelösten Nutzungsveragens keine Rolle mehr. Darüber hinaus ist es ihnen vergönnt, vor Anbruch der Nacht von Sicherheitskräften geborgen zu werden, sodass sie nicht gezwungen sind, die Nacht in den Autos zu schlafen, auch wenn diese Option in der Gruppe besprochen wird (cf. ibid.: 56). Nichtsdestotrotz wird ein Vergleich zwischen Auto und Wohnsitz aufgemacht, wenn eine Jugendliche auf die Frage, wo sie wohne, antwortet: «Sur l'autoroute, dans la Twingo là [...], je suis la fille de l'autoroute» (Gauchet 2018: 42). Cortázars Protagonist:innen ist hingegen weder das Verlassen der Autobahn, noch ein schnelles Ende ihrer Notlage vergönnt. Auch wenn ihnen bei dem Anblick der «selva de máquinas» unbehaglich zu Mute ist, legen sie dieses Gefühl nach und nach ab und letztendlich entpuppen sich die Autos während des langen Aufenthalts auf der Autobahn als überlebenswichtige Unterkünfte. Ihrem eigentlichen Zweck enthoben, verwandeln sich die Automobile in Schlaf- und sogar Krankenzüge. Da es bei Lucarellis Roman nicht zu einem längeren Stillstand kommt, sondern die Bewegung der Reisenden sich phasenweise zwischen Schritttempo und Stillstand abwechselt, werden die Leser:innen mit derartigen Entfremdungsgefühlen kaum konfrontiert. Dies soll nicht heißen, dass es keinen solchen Effekt gibt, allerdings äußert sich dieser bei Lucarelli anders. Hier ist nicht der Zustand des Stillstands, sondern der der Entschleunigung für das Gefühl der Befremdlichkeit verantwortlich: Aufgrund der abnehmenden Geschwindigkeit und der damit einhergehenden Verdichtung des Verkehrsflusses, führt die Entschleunigung ähnlich wie der Stillstand zu einer gewissen räumlichen Annäherung der Reisenden, verhindert jedoch durch die *Automobilkokons* jegliche Art von verbaler Kommunikation. Allerdings ermöglicht diese Annäherung das Beobachten der anderen Reisenden, sowie das Selbst-Beobachtet-Werden. Diesem Umstand liegt die Befremdlichkeit, aber gleichzeitig auch die Komik der Situation zugrunde: Ein Autofahrer glaubt sich beispielsweise von einer schönen Beifahrerin betört, die ständig in seine Richtung sieht und ihm in seiner Wahrnehmung einen «sguardo indecente»

zuwirft (Lucarelli 2006: 29). Dieser regt ihn zum Träumen an und lässt ihn denken, dass sie den Mann neben sich für ihn verlassen würde. Erst am Ende des Kapitels, als er versucht, ihr etwas zuzurufen, löst sich das Geheimnis um ihren Blick: «Non mi ero accorto degli occhiali, spessi e neri, che teneva in mano. Non l'avevo proprio visto il bastoncino bianco» (ibid.: 31). Durch die Entfernung und die Spekulation entgeht dem Verliebten, dass seine Angebetete blind ist. Derartige Falschannahmen ziehen sich durch alle Geschichten bei Lucarelli. Da die Automobilist:innen nicht wie bei Cortázar und Gauchet miteinander außerhalb ihrer jeweiligen Autos agieren, unterlaufen ihnen ständig Fehlkalkulationen hinsichtlich der Handlungen und Intentionen ihrer Mitreisenden. Die Automobile verwandeln sich hier weder in Übergangsbehausungen noch in entseelte Metallfriedhöfe, sie gleichen bei Lucarelli eher kleinen Theaterbühnen mit shakespeareschen Zügen.

Auch die Autobahn büßt wie die Autos im Zuge von Entschleunigung und Stillstand ihre Funktion ein. Sie fungiert nicht mehr als Hochgeschwindigkeitsstraße, die den Reisenden ein anonymes Vorankommen in ihren *Metallkäfigen* garantiert. Durch den Stau verändert sich ihr Bild: Gauchets Vergleich mit einer «serpent métallique» (2018: 13) findet sich auch bei Lucarellis Beschreibung der Autobahn als «serpente dalle scaglie fitte» (2006: 15) oder als «serpente dalle scaglie luminose (ibid.: 109), während bei Cortázar das Bild einer «caravana de camellos» (1994: 506) aufgerufen wird. Die Form und die Immobilität des Staus rufen bei allen Autoren Tierassoziationen auf. Auch ihre Natur verändert sich, in den Erzählungen wandelt sich diese von einem Ort des Passierens zu einem Ort des menschlichen Zusammenkommens. Nachdem der erste Schock über den Stillstand und die Unfallursache überwunden ist, beschließen Gauchets Automobilist:innen beispielsweise ein Picknick auf der Autobahn zu veranstalten. Dabei spannen sie einen Sonnenschirm zwischen den Autos auf, holen Stühle und Tisch aus dem Campingwagen und richten sich für ihr Mittagessen ein. Die anderen Automobilist*innen tun es der kleinen Gruppe gleich, wodurch die Autobahn «un air incongru de plage et de camping» bekommt (Gauchet 2018: 37). Auch bei Cortázar vollzieht sich zwangsläufig eine Transformation zu einem Ort des Verweilens, wobei hier fast schon von der Entstehung einer Autobahnstadt samt Bewohner:innen die Rede sein kann, die von Nahrungsbeschaffung bis

Bestattungsritualen alles neu denken und sich an die Gegebenheiten und Umstände der Autobahn adaptieren müssen. Auch bei Lucarelli kommen sich die Automobilist:innen unweigerlich näher und können sich nicht mehr in der Anonymität der Straße geborgen wissen. Ein Autofahrer in einem Roadster sieht sich beispielsweise unfähig, sich im Auto in eine Flasche zu erleichtern, weil die Japaner im Reisebus neben ihm freie Sicht auf ihn haben (cf. Lucarelli 2006: 54). Die Autobahn büßt durch die *friction* ihre Funktion als Verkehrsstraße und als anonymen Ort des Passierens ein und erfährt durch menschliche Gestaltungskraft einen Wandel in ihrer Natur.

Für weitere Analysen bieten sich noch weitere interessante Aspekte an, wie die ähnlichen Sinneseindrücke, die sich aus den herrschenden hochsommerlichen Wetterbedingungen ergeben, oder das wiederkehrende Motiv des Helikopters, für das der peruanische Literaturwissenschaftler Martínez Arias bei Cortázars Erzählung eine Verbindung zu Foucaults Panoptikum herstellt (Martínez Arias 2015: 232). Hier soll zuletzt jedoch noch ein Blick auf Gauchets Roman und die hier zu beobachtende Verschiebung der *friction* von der Autobahn auf eines der reisenden Paare geworfen werden.

4 Von einer verkehrstechnischen zu einer zwischenmenschlichen *friction*

Gauchets Roman steht hier aus zwei Gründen im Fokus: Einerseits hat der Text innerhalb der romanischen Literaturwissenschaft noch kaum Beachtung erfahren, andererseits geht Gauchet im Vergleich zu Cortázar und Lucarelli in der Konstitution seines Textes und seiner Staudarstellung einen Schritt weiter, wenn er das Interesse von der Autobahn hin zu den Automobilist:innen verschiebt und das Prinzip der *friction* weg von der Straße auf zwischenmenschliche Beziehungen überträgt. Die Verschiebung von der Autobahn als Zentrum der Handlung hin zu den Reisenden zeigt sich bereits am Titel: Cortázars *Autopista del sur* und Lucarellis *Autosole* lenken den Fokus auf die Autobahn als – und das ist ausschlaggebend – einzigen Schauplatz der Handlung und wichtige Protagonistin. Bei Gauchet fällt diese hingegen auf den zweiten Platz zurück: In *Les robinsons de l'autoroute* liegt der Schwerpunkt auf den Automobilist:innen, die

aufgrund des Staus ihren Status als Reisende einbüßen und zu Gestrandeten werden. Gauchet ruft hier den Vergleich mit Defoes *Robinson Crusoe* auf, die Automobilist:innen erleben den Stau auf der Autobahn demnach als eine Art Schiffbruch. Passend zu dieser Auffassung werden die Reisenden des Öfteren als «naufragés» (cf. Gauchet 2018: 48, 175) bezeichnet.

Auch auf inhaltlicher Ebene lässt sich diese Verschiebung beobachten. Die Gruppe Gestrandeter, die im Fokus des Romans steht, verlässt die Autobahn nach weniger als 50 Seiten – der gesamte Roman erstreckt sich über mehr als 200 Seiten –, woraufhin diese von der Bildfläche der Narration weitestgehend verschwindet: «L’autoroute a disparu dans sa fosse» (Gauchet 2018: 49). Der Rückzug in die von Zivilisation und Technik unberührte Natur kann dabei als Kritik am modernen Verkehrssystem gelesen werden:

Des ronciers en fleurs, des myriades de glands de l’automne passé, et des bouses de vache plates, séculaires, tannées par les saisons assaisonnent la terre et un peu d’herbes. Autour d’eux il n’y a que la campagne immobile et fabuleuse. Aucune voiture, aucun voyageur. Les blés, les prairies, la houle des collines et des vallons, une grange ou une étable au loin (ibid.).

Die hier gezeichnete Naturidylle verspricht Zuflucht vor dem Verkehrschaos auf der stillgelegten Autobahn und bildet bis zur Rettung der Automobilist:innen – neben kleineren Ausflügen entlang der Autobahn zur Wasser- und Nahrungsbeschaffung – eine wichtige Kulisse für den Roman. Bei Gauchet löst sich der Stau zwar am Ende des Romans ähnlich wie bei Cortázar auf. Allerdings werden die Reisenden vor ihrer Weiterfahrt zunächst von Sicherheitskräften geborgen und zu Auffangstationen gebracht, wo sie das Ende der Aufräumarbeiten abwarten. Interessant für die vorliegende Analyse ist die Tatsache, dass das Motiv der *friction* bei Gauchet nicht auf die Autobahn beschränkt bleibt, sondern sich auch auf zwei der Reisenden überträgt. Die Ehe von Marc und Vanessa, dem Pariser Paar im teuren Porsche Cayenne, erfährt eine beziehungstechnische *friction*: Bis zu dem Moment des Staus verläuft ihre Ehe zunächst reibungslos. Ihre Probleme werden erst durch das Stauerlebnis sichtbar. Marc ist beispielsweise schockiert über Vanessa, die angesichts des Staus die Beherrschung verliert und sich mit der veränderten Situation schwertut:

C'est la première fois en cinq ans de vie de couple qu'il voit Vanessa sortir de ses gonds. Il est étonné et effrayé devant l'inconnue qui se révèle à lui. À Paris tout est calé, priorité au travail, pas d'enfant. Et le soir une façon de train-train dont les wagons – resto/télévision/canapé/lit – sont bien attachés. Leur existence est planifiée (ibid.: 60).

Marc bezeichnet ihre Ehe als einen gut geölten Alltagstrott, der ohne größere Probleme auskommt. Während er jedoch die umliegende Natur inspizieren geht und Vanessa bei den anderen Frauen in ihrem improvisierten Waldcamp bleibt, realisiert diese im Austausch in der Gruppe, dass Marc sie schlecht behandelt und sie fasst den Entschluss, sich von ihm zu trennen. Sie teilt ihm ihre Entscheidung mit als beide in der Notstation eintreffen, die die Sicherheitskräfte für die gestrandeten Automobilist:innen in einer Sporthalle eingerichtet haben (cf. Gauchet 2018: 154). Marc reagiert zunächst belustigt und scheint den Ernst der Situation nicht zu begreifen. In der Halle staut es sich vor den Toiletten und der Essensausgabe, die Situation erinnert an den Stau auf der Autobahn: «Il y a une queue de trois kilomètres pour les sanitaires, pire que sur l'autoroute, sourit Sophie» (ibid.: 159). Vanessa verschlimmert schließlich diese bereits prekäre Situation noch, indem sie sich in einer der Kabinen auf der Damentoilette einschließt und sich weigert, diese zu verlassen, sollte Marc ihr nicht die Wahrheit über seine Affären erzählen. Die Warteschlange wird immer länger, die folgende Szene zwischen den Ehepartnern, die das Ende ihrer Beziehung besiegelt, kann mit dem stauverursachenden Unfall gleichgesetzt werden: Ähnlich wie bei diesem bildet sich auch hier ein Stau, diesmal allerdings ohne Autos. Genau wie der Unfall spielt sich die Szene in der Öffentlichkeit ab, was Marc unangenehm ist:

Entrer dans les toilettes des dames n'est déjà pas dans ses habitudes, alors être le centre d'intérêt de toutes ces vessies femelles en espérance de délivrance le mortifie. Chez les gens civilisés, dans les bonnes familles, ce genre d'explication glissante et privée se déroule à huis clos dans le cadre secret du domicile ou de la voiture. Là tout le monde, du moins toute sa moitié féminine et incontinent, entend ce que Vanessa dit et ce qu'il est bien obligé de s'abaisser à répondre (ibid.: 176).

Alle weiblichen Augen sind auf Marc gerichtet; er ist sich der Lächerlichkeit der Situation und der Demütigung, die ihn erwartet, bewusst und würde sich dieser am liebsten entziehen. Interessant ist hier der öffentliche Charakter des Schauspiels: Ähnlich wie bei dem Unfall auf der Autobahn, bei dem sich die

Beteiligten nicht den Blicken der umstehenden Menschen entziehen können, spielt sich auch die Trennungsszene für alle Zuschauer gut sichtbar ab: «Puis il s'en va sans un mot en dodelinant de la tête sous les huées de la gent féminine pour laquelle il personnifie à ce moment-là tous les défauts masculins, sans un regard pour la porte des toilettes» (ibid.: 177). Marc verlässt die Toiletten und Vanessa wird schließlich von Sanitätern in Obhut genommen, die sie zur psychologischen Nothilfe in der Nähe fahren, das stauverursachende Schauspiel vor den Toiletten löst sich auf. Auch hier wird wieder eine Verbindung zum Unfall auf der Autobahn hergestellt, wenn die Sanitäter fälschlicherweise glauben, dass Vanessas Zusammenbruch auf diesen zurückzuführen ist: «Là-bas ils lui administreront un sédatif et elle pourra se vider de toutes ses émotions, dit le brancardier qui pense avoir affaire à une automobiliste choquée par le drame» (Gauchet 2018: 178). Kurz darauf vergleicht Marc selbst noch das Ende seiner Beziehung mit dem vorangegangenen Unfall auf der Autobahn:

Ce matin il l'aimait encore, ce soir il la hait. Il rit silencieusement en plissant les yeux. Il repense à l'embouteillage. S'il n'y avait pas eu ce foutu accident qu'il n'a même pas vu, sourit-il, à l'heure qu'il est Vanessa et lui seraient installés dans les chaises longues de la terrasse de leur appartement à profiter de la brise marine en se félicitant mutuellement de la perfection de leur bonheur. [...] Une vie lisse, solaire, de béton et de verre. Il a fallu le grain de sable d'un carambolage, un camion à la con, pour dynamiter son bonheur. Et dire qu'il n'a même pas le permis de conduire ! (ibid.: 180).

Wie der Unfall kommt auch der Beziehungsbruch für Marc überraschend, von einem auf den anderen Moment ändert sich sein bisheriges Leben. Dabei macht er den stauverursachenden Unfall für das Scheitern seiner Ehe verantwortlich, wobei er auch hier betont, dass ein kleiner Zusammenstoß auf der Autobahn seine Beziehung ins Stocken und schließlich zum Erliegen gebracht hat. Die Reibungen von der Autobahn übertragen sich hier auf die Reisenden. Dabei scheint sich ähnlich wie bei dem Beispiel des Räubers, des Schmuckhändlers und der Polizisten bei Lucarelli auch hier das Zitat Clausewitzs über die Dinge, die einfach nicht ausgehen wie geplant, nicht mal für die Mächtigen, ebenfalls zu erfüllen. Eingeführt als das perfekte Paar aus der Hauptstadt mit den idealen Jobs, müssen Marc und Vanessa einsehen, dass nicht nur sie, sondern auch ihre Ehe auf der Autobahn einen Schiffbruch erlitten hat.

Bibliographie

Primärliteratur

- Cortázar, Julio [1966] 1994. «La autopista del sur». In: *Cuentos Completos*, Colección Unesco de Obras Representativas. Madrid: Alfaguara, 505-523.
- Gauchet, Grégoire. 2018. *Les robinsons de l'autoroute*. Roman. Barr: Le Verger Éditeur.
- Lucarelli, Carlos. [1998] 2006. *Autosole*. Milano: Rizzoli.

Sekundärliteratur

- Borden, Ian. 2013. *Drive: journeys through film, cities and landscapes*. London: Reaktion Books.
- Böhm, Steffen; Campbell, Jonas; Land, Chris; Paterson, Matthew (edd.). 2006. *Against Automobility*. Malden: Blackwell.
- Conley, Jim; McLaren, Arlene Tigar (edd.). 2009. *Car Troubles: Critical Studies of Automobility and Auto-Mobility*.
- Cresswell, Tim. 2014. «Friction». In: Adey, Peter et al. (edd.): *The Routledge Handbook of Mobilities*. London: Routledge, 107-115.
- Lindegaard, Laura Bang. 2015. *Congestion. Rationalising Automobility in the Face of Climate Change*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Martínez Arias, Jack. 2015. «Pendiendo de la maquinaria: autos y hombres en «La autopista del sur» de Julio Cortázar». In: *A Contracorriente*. Vol. 12, N° 3, 220-239.
- Schulze-Engler, Frank. 2018. «Automobilität in der afrikanischen Literatur». In: Scholz, Susanne; Vedder, Ulrike (edd.): *Handbuch Literatur and Materielle Kultur*. Berlin: de Gruyter, 313-323.
- Seeßlen, Georg. 2010. «Stau! Der Film». In: *getidan. Autoren über Kunst und Leben* [Weblog], 24. Juli 2010, http://www.getidan.de/gesellschaft/georg_seesslen/11795/stau-der-film (zuletzt eingesehen am 10.11.2021).
- Wajcman, Judy. [1991] 1994. *Technik und Geschlecht: die feministische Technikdebatte*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.



DIE ZEITSCHRIFT *PROMPTUS – WÜRZBURGER BEITRÄGE ZUR ROMANISTIK* ERSCHEINT JÄHRLICH UND WIRD DURCH DEN GEMEINNÜTZIGEN VEREIN PROMPTUS E.V. HERAUSGEGEBEN. SIE RICHTET SICH AN ALLE NACHWUCHSWISSENSCHAFTLER IM BEREICH DER ROMANISTISCHEN SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT SOWIE DER FACHDIDAKTIK UND BIETET DIESEN DIE MÖGLICHKEIT, IN EINEM FRÜHEN STADIUM IHRER AKADEMISCHEN LAUFBAHN QUALITATIV HOCHWERTIGE ARBEITEN ZU PUBLIZIEREN. ZUDEM VERSTEHT SICH DIE ZEITSCHRIFT ALS IMPULSGEBER FÜR JUNGE ROMANISTISCHE FORSCHUNG, OHNE SICH DABEI THEMATISCH ZU BESCHRÄNKEN.

promptus
WÜRZBURGER BEITRÄGE
ZUR ROMANISTIK



VERLAG DES PROMPTUS E.V.
ISSN 2643-6705
ISBN 978-3-946101-08-6